

Die Klapper

Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde e. V. 29, 2021

Der „Spittel“ in Großengottern Ehemaliges Leprosorium einer Landgemeinde in Thüringen

Zehn Kilometer südöstlich von Mühlhausen liegt Großengottern. Den Ort, früher ein befestigter Marktflecken, heute Sitz der Verwaltung der Landgemeinde Unstrut-Hainich, bevölkern etwa 2.500 Menschen. Filmaufnahmen über ihren Heimatort führten 2011 Veronika und Siegfried Klein auch zum „Spittel“. So nennt man hier das Ensemble der spätgotischen Kapelle St. Andreas mit ehemaligem Hospital und Nebengebäuden. Es liegt an der in früheren Zeiten bedeutenden Landstraße von Erfurt nach Mühlhausen. Das im 14. Jahrhundert aus Bruchsteinen errichtete Kirchlein hat die Zeiten gut überdauert. Die schiefergedeckte barocke Haube des Turmdachs ist weithin sichtbar. Aber die damaligen Wohn- und Hofgebäude des Hospitals waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts in

keinem guten Zustand. Sie wurden deshalb in dieser Zeit neu errichtet. Und nach drei weiteren Jahrhunderten waren auch sie wieder vom schleichenden Verfall gekennzeichnet, der bald zum Einsturz der Gebäude geführt hätte.

Dies wollte Veronika Klein nicht erleben. Sie gründete deshalb in Absprache mit dem damaligen Bürgermeister Thomas Karnofka und mit einigen Gründungsmitgliedern 2012 den Förderverein „Spittel e.V. Großengottern“. Eine Hürde musste noch genommen werden: Das Spittel-Ensemble mit Kapelle, Hospital und Nebengebäuden gehörte der Mildten Hopffgartenschen Stiftung zu Mülverstedt, die von der Evangelischen Kirchengemeinde St. Martini in Mülverstedt, einem Nachbarort, verwaltet wird.



Großengottern, St. Andreas-Kapelle mit Spittel, Straßenseite

Das Rittergeschlecht derer von Hopffgarten war seit dem 12. Jahrhundert in Mülverstedt ansässig. Wie die Sage berichtet, bekam die Familie Nachricht, dass ein Sohn während einer Fahrt ins Heilige Land gestorben sei. Als man jedoch erfuhr, dass der schon Totgeglaubte lebte, dass er sich auf dem Heimweg befand, eilte die Familie ihm entgegen. Sie sollen sich vor Großengottern an der Straße – beim heutigen Spittel – getroffen haben. Aus Dankbarkeit über die Heimkehr ließ die Familie von Hopffgarten die Kapelle und ein Hospital errichten.

Gesichert ist jedenfalls, dass im Hospital ab dem 14. Jahrhundert zunächst Leprakranke wohnten und versorgt wurden. Die Wilhelmiten aus Mülverstedt, ein dort seit 1323 ansässiger Mönchskonvent, betreuten die Leprakranken in Großengottern. Als die Lepra im 16. Jahrhundert zurückging, konnten sich alte allein-stehende Menschen hier einkaufen und im Hospital ihren Lebensabend verbringen. Die Raumaufteilung des im 18. Jahrhundert erbauten Spittels mit acht kleinen Wohn- und Schlafstuben dokumentiert bis heute diese Nutzung.

1927 wurde die letzte Hospitalitin auf dem hauseigenen Friedhof bei der St. Andreas-Kapelle beigesetzt, und erst 1945 wurde das Gebäude wieder als Unterkunft genutzt, und zwar für Kriegsflüchtlinge. Nach Auszug der letzten Bewohner 1962 öffnete hier ein Heimatmuseum seine Pforten.



Der Spittel vor der Sanierung

Mitglieder der Familie von Hopffgarten brachten im 16. Jahrhundert Teile ihres Vermögens wie Ländereien und Waldbesitz in die Milde Hopffgartensche Stiftung ein, die bis heute vom Kirchenrat Mülverstedt verwaltet wird. Ein Teil der Einkünfte sollte laut Satzung für den Erhalt des Spittels verwendet werden. Da der Kirchenrat von Mülverstedt nur wenig Interesse zeigte, sich für den Erhalt des Ensembles einzusetzen, erreichten wir nach eindringlicher Schilderung des drohenden Verfalls 2013 den Abschluss eines Erbbauvertrags. Nun konnten endlich die so dringend notwendigen Restaurierungsarbeiten beginnen.

Der Orts-Chronistin Ingrid Baumgardt und Veronika Klein gelang es, 157 Bürger für die Mitarbeit im Verein zu gewinnen, eine gute Basis für die Rettung des Ensembles. Anerkennung für die durch den Spittelverein geleistete Arbeit war 2016 die Verleihung des Denkmalpreises, dotiert mit 30.000 Euro, durch den Förderverein Denkmalpflege in Thüringen e.V. Honoriert wurden auf diese Weise die zahlreichen Arbeits-einsätze, Benefiz- und Weihnachtskonzerte, Theater-aufführungen, Tanzabende, Sportveranstaltungen für Kinder, Flohmärkte, Buchlesungen und gemütlichen Beisammensein, die zur beachtlichen Beschaffung der notwendigen Eigenmittel führten. Das Ziel, die kleine Kostbarkeit zu retten, hat viele Bewohner im Dorf zusammengeschweißt. Aber ohne die Hilfe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz hätten wir es nicht geschafft.



Der Spittel in der Sanierung, 2018

Ebenfalls 2016 erlangten die „Gotterschen“ den 2. Platz im Finale der Sendung des Mitteldeutschen Rundfunks „Mach dich ran Spezial“ im Wettbewerb gegen andere Denkmal-Teams. Hier erkämpften wir uns ein Preisgeld von 125.000 Euro, das von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bereitgestellt wurde.

Das große Interesse an unserem Denkmal, auch über die Ortsgrenze hinaus, die Unterstützung zahlreicher Spittelfreunde, die Bereitschaft, an der Lösung vieler Aufgaben aktiv mitzuwirken, eine große Zahl von Förderern, eine sehr gute Zusammenarbeit mit der Gemeinde, mit unserer Architektin Cathleen Schott und mit Ines Gliemann von der Unteren Denkmalschutzbehörde sowie die großzügige Unterstützung der Deutschen Stiftung Denkmalschutz stoppten den Verfall unseres wertvollen historischen Denkmals und machen es für die Nachwelt wieder erlebbar.

Veronika Klein, Großengottern

Die Regelungen des sozialen Miteinanders in Leprosorien nach Statuten des 15. Jahrhunderts

Wenn man über das soziale Miteinander innerhalb von Leprosorien spricht, dann ist zu berücksichtigen, dass die Leprösen oder Aussätzigen keine homogene Gruppe waren. Es muss unterschieden werden zwischen den institutionalisierten Leprösen mit einem festen Platz in einem Leprosorium einerseits und vagierenden Leprösen, die als Wanderbettler umherzogen und hier nicht untersucht werden, andererseits.¹ Das Idealbild eines Leprosoriums war im 13. bis 15. Jahrhundert von einer bruderschaftlichen Lebensweise geprägt. Es orientierte sich am Vorbild des klösterlichen Lebens in Demut, Keuschheit und Enthaltbarkeit.²

Die Leprosenbruderschaft war eine Gruppe von Laien, deren Merkmale unter anderem in mündlich oder schriftlich überlieferten Statuten, regelmäßigen gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten und religiösen Verrichtungen in einer speziellen Kirche bestanden.³ Leprosorien konnten von einer Leprosenbruderschaft verwaltet werden. Den zweiten Statuten des Trierer Leprosoriums St. Jost von 1464 zufolge waren Mehrheitsentscheidungen der Bruderschaft verbindlich.⁴ Auch andere Leprosorien, deren Statuten hier herangezogen werden, verstanden sich in einem weiter gefassten Sinn als Bruderschaften. In den ersten Statuten des Trierer Leprosoriums St. Jost von 1448 werden die Bewohner und Bewohnerinnen als Brüder und

Schwestern bezeichnet.⁵ Hingegen benennen die Statuten des Trierer Leprosoriums Estrich von 1464 die Leprösen als Kinder,⁶ also Schutzbefohlene, während in den viel älteren Statuten des Soester Leprosoriums zur Marbeke von 1277 von der Gemeinschaft der Leprösen als *societas*, als Genossenschaft gesprochen wurde.⁷

Weil die Leprosorien als geistliche Gemeinschaften galten, unterstanden sie vielfach dem zuständigen geistlichen Gericht. Dies wird zum Beispiel in den ersten Statuten von Trier St. Jost von 1448 beschrieben.⁸ Um ein geordnetes und friedliches Zusammenleben der inhomogenen Gruppe, deren Zustandekommen auf dem Zwang zur Absonderung aufgrund der Erkrankung beruhte, zu ermöglichen, war es unumgänglich, Vorschriften für die verschiedenen Lebensbereiche eines Leprosoriums aufzustellen. Sie sind meist in Form von Statuten überliefert. In ihnen wurden das Zusammenleben der Bewohner und Bewohnerinnen, ihre Kontakte mit der Außenwelt und ihre rechtliche Stellung festgelegt.⁹ Viele Statuten wurzelten in mündlichen Traditionen, bevor sie schriftlich festgehalten wurden. Es ist insofern davon auszugehen, dass die hier behandelten Statuten bereits lange vor ihrer Datierung entstanden und mündlich aufgestellt worden sind, worauf zum Beispiel in der Einleitung der Statuten des



Das ehemalige Trierer Leprosorium St. Jost mit seiner Kapelle, aus: Uhrmacher 2011, S. 338

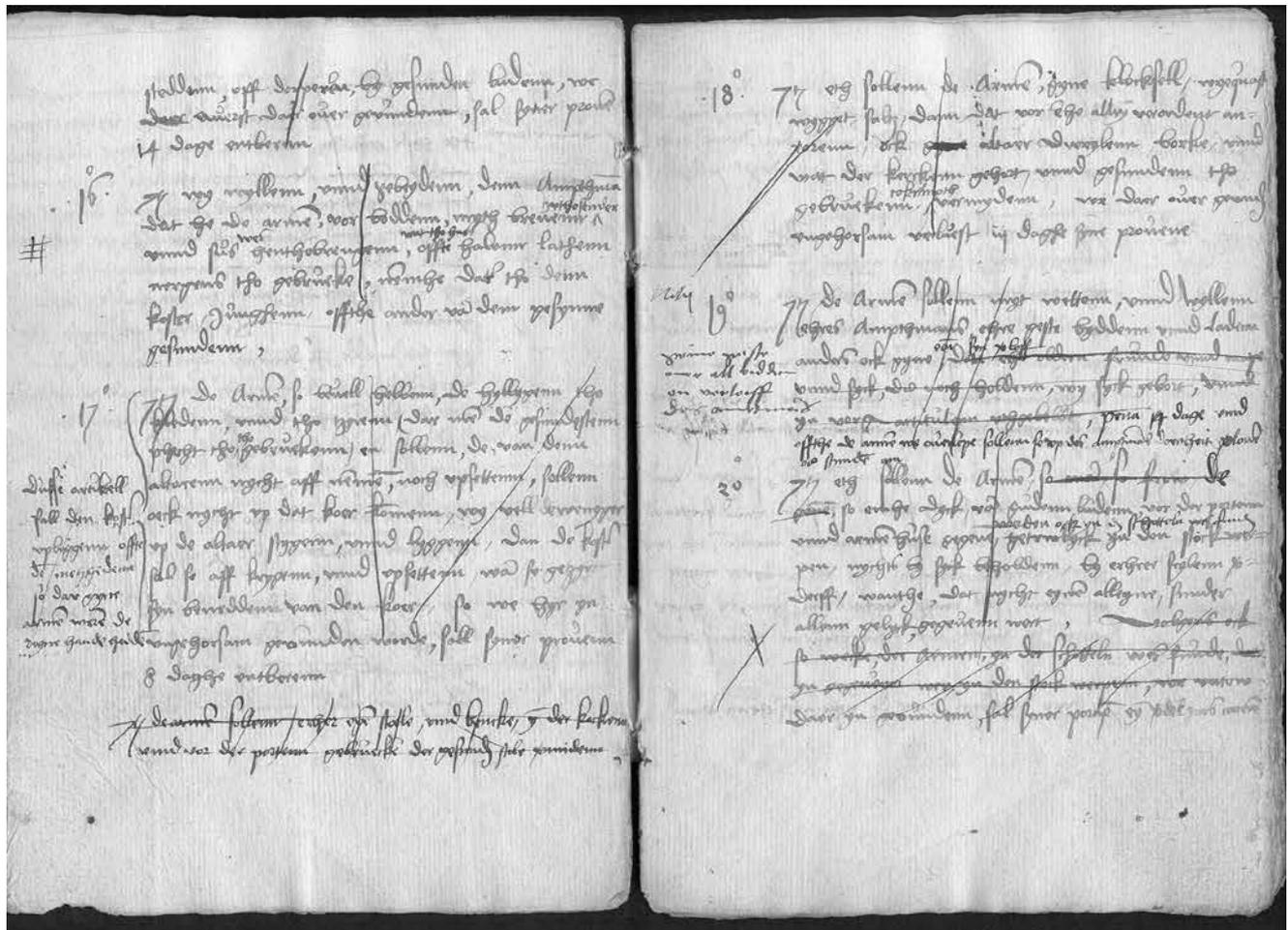
Leprosorium von Trier-Estrich von 1464 ausdrücklich hingewiesen wird.¹⁰

Zum sozialen Umgang finden sich in den Statuten verschiedene Regeln, die das Verhalten der Leprösen untereinander oder das Verhalten zwischen Leprösen und Nichtkranken im Haus wie Knechte, Mägde, Verwalter betreffen. Als besonderes Thema findet sich immer wieder das Verbot sexuellen Umgangs. In den Statuten werden auch Strafen für Übertretungen genannt, und aus den Statuten lassen sich typische Konfliktregelungsverläufe nachzeichnen.

In den Ratsprotokollen der Stadt Koblenz finden sich aus dem frühen 17. Jahrhundert anschauliche Beispiele dafür, dass auch die Leprösen ein Recht hatten, von den Bediensteten des Leprosoriums angemessen und freundlich behandelt zu werden. Demnach wandten sich 1611 die Leprösen mit Beschwerden über den Schellenknecht an den Rat der Stadt.¹¹ Der Schellenknecht hatte den städtischen Dienstauftrag, für die Bewohner des Leprosoriums von Haus zu Haus zu gehen, um Spenden der Bürger und Bürgerinnen einzusammeln. Die Schellen kündigten sein Kommen an. Er war auch Küster und sogar Totengräber der Leprö-

sen.¹² In Koblenz war der Schellenknecht ein städtisch angestellter Verwalter des Leprosoriums, der mit seiner Frau und Gesinde mit im Leprosorium wohnte. Nach wiederholten Beschwerden der Koblenzer Leprösen gegen ihn wegen wiederholten Fluchens und unangemessenen Umgangs mit ihm anvertrauten Almosen drohte ihm der Rat schließlich 1613 für den Wiederholungsfall mit Absetzung. Weitere Beschwerden der Leprösen vom „Sieggenberg“ (Siechenberg) folgten 1617. Wegen der überaus großen **Unzucht und Schand mit Fressen und Sauffen** sollte nach Beschluss des Rates die Frau des Schellenknechts bestraft werden. Wie die Sache weiterging, ist nicht bekannt.¹³

Auch sind Anweisungen überliefert, wie sich die Leprösen den Autoritäten gegenüber verhalten sollten. So wird in den Essener Statuten, vermutlich aus dem 15. Jahrhundert, ausdrücklich verlangt, dass die Bewohner des Leprosoriums sich friedlich und gehorsam verhalten sollen, und zwar „auf dem Hof“, also innerhalb der Hausgemeinschaft, und gegenüber Pastor und **husmeister**, dem weltlichen Verwalter. Bei Verstoß drohte den Leprösen als Höchststrafe der Entzug ihrer Pfründe – des Wohn- und Versorgungsrechts –, was den Hausverweis bedeutete.¹⁴ In den zweiten Statuten des Leprosoriums Trier St. Jost von 1464 ist ähnlich



Statuten des Leprosoriums der Stadt Münster von 1558 mit Überarbeitungen, Doppelseite mit Artikeln 16-20, Stadtarchiv Münster, Armenhaus Kinderhaus, Akten 177

festgelegt, dass die Leprösen dem sogenannten **Momper** (Vormund) – dem Hofmeister in der Doppelfunktion, Vertreter der Bewohner und zugleich Verwalter des Leprosenhofes zu sein¹⁵ – gehorsamspflichtig waren. Bei Verstoß gegen diese Regel waren sechs Weißpfennige an den Momper zu zahlen und als Kirchenbuße zwei Pfund Wachs an die Kirche. Kam der Ungehorsame dieser Zahlungspflicht nicht nach, drohte das Einbehalten der Pfründe – hier nicht Wohnrecht, sondern Verpflegung – bis zur Zahlung der Strafe. Für jeden einzelnen Verstoß wurden Strafzahlungen fällig, es gab keine Sammelstrafe oder Veränderung in der Höhe bei mehreren Verstößen.¹⁶

Zum Umgang der Bewohner und Bewohnerinnen eines Leprosoriums untereinander finden sich zahlreiche Regelungen in den Statuten. Die Notwendigkeit solcher Regeln wird zum Beispiel nach dem Einleitungstext der Statuten des Leprosoriums Trier St. Jost 1448 damit begründet, dass es immer wieder und über einen langen Zeitraum Zwietracht und Auseinandersetzungen unter den Leprösen gegeben habe.¹⁷

Eine sehr ausführliche Darstellung der Regeln zum Zusammenleben, der Strafen, aber auch des Verfahrens, mit dem Streitigkeiten gelöst werden sollten, findet sich in den zweiten Statuten des Leprosoriums Trier St. Jost von 1464. Artikel 11 legt fest, dass bei verbalen Auseinandersetzungen ein Insasse, der einen anderen beleidigt oder anders in der Ehre verletzt hat, seine Anschuldigungen beweisen können muss. Kann er sie nicht belegen, ist er zur öffentlichen Widerrufung und zur Entschuldigung auf seinen Knien verpflichtet, und zwar vor dem von ihm unrechtmäßig Beschuldigten und allen Bewohnern und Bewohnerinnen des Leprosoriums. Die Strafe war die Zahlung je eines Guldens an den Abt und an die Bewohnergemeinschaft, von zwölf Weißpfennigen an den Amtmann von Pfalzel und von drei Pfund Wachs an die Kapelle. Wenn der Bestrafte zugleich Mitglied in der Kommission für die Lepraschau war, wurde er von der Schau ausgeschlossen. Auch hier drohte bei Nichtzahlung ein Entzug der Pfründe bis zur Begleichung der Strafe.¹⁸

Ähnlich wurde laut Artikel 12 bei Handgreiflichkeiten und Wunden verursachenden Körperverletzungen verfahren. In diesen Fällen war der Täter beim Amtmann in Pfalzel statt der Geldstrafe der 12 Weißpfennige zur sogenannten **groysßen buesse** verpflichtet, deren Ausgestaltung allerdings nicht genauer definiert wird. Die zu leistenden Zahlungen an Abt, Insassen und Kapelle blieben aber unverändert. Neben dem Entzug der Pfründe drohte bei Nichtzahlung der Strafe zusätzlich das Vorenthalten des Scherers, der vermutlich für die Wundversorgung zuständig war, so dass dem Bestraften also der Zugang zur medizinischen Versorgung verwehrt wurde.¹⁹

In Artikel 13 ist genau geregelt, wie bei Zwietracht und Streitereien der Leprösen untereinander vorgegangen werden sollte. Da der Momper im Joster Leprosorium auch eine schlichtende Funktion hatte, sollten Konflikte ihm und allen anderen der Leprosengemeinschaft von den Beteiligten vorgetragen werden, um gemeinsam eine Lösung zu finden. Damit sollte vermieden werden, dass Beschwerden oder Klagen aus dem Leprosorium nach außen getragen wurden, sei es an die Abtei, an den Amtmann oder an hochstehende Freunde oder Verwandte der Streitenden. Dies verdeutlicht zudem die eingeschränkte rechtliche Position eines Leprösen, der bei rechtlichen Angelegenheiten grundsätzlich einen Vormund benötigte, der ihn vertrat. Erst wenn der von Momper und Leprosengemeinschaft erfolgte Urteilsspruch einer der streitenden Parteien nicht ausreichte, konnte der Streitfall in zweiter Instanz dem Trierer Abt von St. Maria **ad martyres** vorgetragen werden, dies aber aufgrund seiner minderen rechtlichen Stellung nicht vom Kläger selbst, sondern vom Momper und den „Ältesten“ des Leprosoriums als Vertreter. Die Entscheidung des Abtes war endgültig. Weitere Instanzen, insbesondere auswärtige Klagen, waren ausgeschlossen, vor allem, weil die Einbeziehung weiterer Gerichte die Selbstverwaltung als zentrales Merkmal einer Leprosenbruderschaft und die Souveränität des für sie zuständigen Abtes in Frage gestellt hätten.²⁰

Sollte dennoch etwas über die Klage nach außen dringen, indem die Beteiligten außerhalb darüber sprachen, drohte nach Artikel 14 der Statuten ein Entzug der Pfründe und auch der Verlust allen Besitzes, den der so Bestrafte mit in das Leprosorium eingebracht hatte. Insbesondere galt dies für jemanden, der durch seine Klage den Leprosenhof in Verruf brachte.²¹

Erweitert wurde diese Vorschrift in Artikel 16, der festlegte, dass nichts Unwahres außerhalb des Leprosoriums über das Leben und die dort stattfindende Lepraschau gesprochen werden durfte. Nach einer Zuwiderhandlung waren je ein Gulden an den Abt und an die Gemeinschaft zu bezahlen sowie zwei Pfund Wachs an die Kapelle.²²

Außerdem war es den Bewohnern laut Artikel 21 untersagt, die Entscheidungen, die beim oben beschriebenen Ablauf getroffen wurden, nach außen zu tragen, oder sie untereinander heimlich oder verleumderisch zu erörtern, sonst drohten ebenfalls Entzug von Pfründe und Wohnung. Diese Strafe konnte jedoch abgewendet werden, wenn der Rat der Insassen dies entschied. Sie wurde dann abgemildert in die Zahlung von zwölf Weißpfennigen an die Gemeinschaft und drei Pfund Wachs an die Kapelle. Säumige Zahler sollten wie auch bei den anderen Strafen von der Lepraschau ausgeschlossen werden.²³

Wie die Statuten des Trier Leprosorium St. Jost gehen auch die Statuten des Leprosorium Trier Estrich von 1464 auf das Zusammenleben der Leprösen ein und nennen Strafen bei Verstößen. Sprach einer der Bewohner dem anderen seine Ehre ab oder verleumdete ihn, dann musste er diese Vorwürfe beweisen können oder es drohte ihm im Anschluss an den geforderten Widerruf der Anschuldigungen die hohe Strafe von vier Gulden, die an den Abt des Klosters, dem das Leprosorium unterstellt war, gezahlt werden musste.²⁴ Wurde durch einen Bewohner ein Aufruhr oder handgreiflicher Streit verursacht, betrug die Strafe einen Gulden. Wenn dabei jemand so schwer verletzt wurde, dass eine blutende Wunde entstand, gab es noch zusätzliche Strafen. Einerseits musste der Täter alles erstatten, was er vorher im Leprosorium innerhalb von einem Jahr und sechs Wochen erhalten hatte, und auch die Geldstrafe von vier Gulden zahlen, andererseits konnte ein Richter noch eine zusätzliche, vom internen Strafmaß des Leprosorium unabhängige Strafe verhängen.²⁵

Jeden Streitfall sollten die Beteiligten dem Momper und den anderen Bewohnern des Leprosorium vortragen, um gemeinsam zu einer Einigung zu finden, wie auch im Joster Leprosorium. Auch hier sollte die Sache, wenn keine Lösung zu finden war, schließlich dem Abt vorgetragen werden. Im Gegensatz zu St. Jost durften in Estrich die Streitparteien ihr Anliegen selbst schildern. Zudem war es, obwohl es eigentlich untersagt war, weitere geistliche oder weltliche Gerichte zu beteiligen, über eine Ausnahmegenehmigung auch möglich, den Fall an Zuständigkeiten außerhalb des Leprosorium klären zu lassen. Dies dürfte aber nur sehr selten vorgekommen sein, da das Bemühen stark war, alle Streitigkeiten im Leprosorium und vom Abt klären zu lassen. Wenn der vorgeschriebene Weg nicht eingehalten wurde, waren zwei Pfund Wachs an die Kapelle zu bezahlen. Der Fall musste dann doch vor den Momper oder in der zweiten Instanz vor den Abt gebracht werden.²⁶ Sexuelle Beziehungen waren im Leprosorium nicht erlaubt. So legten die Estricher Statuten fest, dass kein Bewohner des Leprosorium sich sexuell mit anderen Personen einlassen durfte. Bei Zuwiderhandlung drohten Hausverweis und Besitzverlust. Die Regel der sexuellen Enthaltensamkeit galt auch für gemeinsam dort lebende Ehepaare, die zu getrennten Schlafstellen verpflichtet waren, jedoch betrug die Strafe für sie nur einen Goldgulden, wenn sie dennoch gemeinsam schliefen.²⁷ Ebenfalls festgelegt ist in Artikel 6 dieser Statuten, dass kein Lepröser eine sexuelle Beziehung zu einer Dienstmagd eingehen durfte. Falls dies doch geschah, wurde die Magd vom Leprosorium verwiesen. Der Lepröse hatte sodann das Jahreseinkommen einer Dienstmagd in die gemeinsame Kasse des Leprosorium zu zahlen und zudem eine neue Magd zu finden.²⁸

Eine ähnliche Regelung ist in den Joster Statuten zu finden. Dort ist sie allerdings für beide Geschlechter formuliert, indem sie die sexuelle Beziehung sowohl zu Mägden als auch zu Knechten untersagt. Martin Uhrmacher, der die Statuten ausführlich analysiert hat, nimmt für die Estricher Statuten einen konkreten Fall an, der zur Aufstellung der dortigen Regel geführt hat. Als Strafe wird auch in den Joster Statuten die Zahlung des Jahresgehalts und auch die Anstellung eines neuen Bediensteten festgelegt.²⁹ Eine weitere Regelung findet sich in den im ausgehenden 15. Jahrhundert entstandenen Statuten des Euskirchener Leprosorium Marienholz. Hier gab es offensichtlich Einzelhäuser für die Leprösen, und es ist festgelegt, dass in jedem Haus nur ein Lepröser wohnen darf. Zwei Leprösen ist es verboten, gemeinsam in einem Bett zu liegen.³⁰

Insgesamt zeigt sich, dass die Bestimmungen, die das Zusammenleben innerhalb eines Leprosorium in den Statuten regelten, meist konfliktorientiert waren. Sie betreffen meist besondere Themen und Situationen mit hohem Konfliktpotenzial, die, wenn sie nach außen dringen würden, dem Ruf des Leprosorium und seiner Stellung als einer bruderschaftlich selbstverwalteten Gemeinschaft schaden könnten. Zudem ist aufgrund von Formulierungen wie in den Estricher Statuten, dass es ähnliche Regelungen schon vorher gegeben habe, auch wahrscheinlich, dass es in den Leprosorien ältere Hausordnungen oder Statuten gab, die entweder nicht erhalten sind oder vor der Verschriftlichung nur mündlich weitergegeben wurden. Die schriftlich überlieferten Regelungen machen wahrscheinlich, dass es in den Leprosorien zu Konflikten und Streit gekommen ist.

Julia Lüken, Münster

1 Vgl. Uhrmacher, Martin: Lepra und Leprosorien im rheinischen Raum vom 12. bis zum 18. Jahrhundert (Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte 8 / Publications du CLUDEM, 36), Trier 2011, S. 56. Uhrmachers Arbeit war die Grundlage für diesen Artikel.

2 Vgl. ebd., S. 165.

3 Vgl. ebd., S. 123 und 135.

4 Vgl. ebd., S. 123, 126, 135 und 148.

5 Vgl. ebd., S. 135.

6 Vgl. ebd., S. 153.

7 Vgl. ebd., S. 123.

8 Vgl. ebd., S. 134.

9 Vgl. ebd., S. 114, 118 und 160.

10 Vgl. ebd., S. 135 und 153.

11 Vgl. ebd., S. 115.

12 Vgl. ebd., S. 114f.

13 Vgl. ebd., S. 115.

14 Vgl. ebd., S. 129.

15 Vgl. ebd., S. 126.

16 Vgl. ebd., S. 144f.

17 Vgl. ebd., S. 135.

18 Vgl. ebd., S. 145.

19 Vgl. ebd.

20 Vgl. ebd., S. 145f.

21 Vgl. ebd., S. 146.

22 Vgl. ebd.

23 Vgl. ebd., S. 58 und 148.

24 Vgl. ebd., S. 146.

25 Vgl. ebd., S. 154 und 159f.

26 Vgl. ebd., S. 153f.

27 Vgl. ebd., S. 160.

28 Vgl. ebd., S. 156.

29 Vgl. ebd., S. 146 und 156.

30 Vgl. ebd., S. 165.

Hagioskope in der Basilika des Klosters Knechtsteden

In einem kurzen Aufsatz im Mitteilungsblatt des Fördervereins für das Missionshaus Knechtsteden berichtet Stephan Großsteinbeck über einen Anruf einer Kirchenhistorikerin, die ihn auf Hagioskope an der Ostseite der Klosterbasilika hinwies, die sie auf einem Foto erkannt hatte. Großsteinbeck vergleicht sie mit Schießscharten. Seine bisherigen Erklärungen zu diesen kleinen Fenstern waren, dass dort gebeichtet wurde und der Beichtende, der draußen stand, nicht das Böse in die Kirche trug. Auch sollten die Fenster Nebenaltäre erhellen. Die Expertin wies ihn darauf hin, dass derartige Fenster auch dazu dienten, Exkommunizierten und Leprakranken die Möglichkeit zu geben, die heiligen Handlungen zu sehen, woher der umgangssprachliche Ausdruck „Lepraspalte“ rührt (Großsteinbeck, wie Literaturliste Nr. 6).



Basilika des Klosters Knechtsteden von Osten

Hagioskop, Pönitenziarfenster, Lepraspalte
Das Wort Hagioskop ist griechisch und bedeutet das Heilige schauen. Mit diesem Wort wird ein kleines Fenster oder eine Öffnung in der Kirchenmauer bezeichnet, durch die die Heilige Messe und vor allem die Eucharistiefeier gesehen und gegebenenfalls auch gehört werden können. Ein Hagioskop musste von Menschen benutzt werden, die die Kirche nicht betreten durften. Dazu gehörten der Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gläubigen (Exkommunikation) als Kirchenstrafe – lateinisch *poena* (Buße, Strafe) – sowie das Leiden an einer ansteckenden Erkrankung, zum Beispiel der Lepra, daher der Ausdruck Lepraspalte. Eine Vielzahl von Abbildungen findet sich bei Wikipedia unter dem Stichwort Hagioskop (Website Hagioskop, wie Literaturliste Nr. 41). Weitere Abbildungen zeigen Jankrift (wie Nr. 11), Just (Nr. 12), Nöldeke (Nr. 18–20), Reiff (Nr. 32) und Schmidt (Nr. 35).

Teilweise finden sich mehrere Hagioskope in einer Kirche (Jankrift, wie Literaturliste Nr. 11, p 2; Nöldeke, Nr. 19, pp 24-25). In ihrer Form sind sie sehr unterschiedlich. Oft sind sie viereckig. Manchmal scheinen nur wenige Steine in der Mauer zu fehlen, so dass das wie ein Schaden in der Kirchenwand wirkt, oder als ob man einige Steine herausgebrochen hätte. Viele haben die Form eines schmalen, auf der kurzen Seite stehenden Rechtecks, so dass sich der Gedanke an Schießscharten aufdrängt. Es gibt fünfeckige Hagioskope mit einer Spitze oben, manche haben oben einen Rundbogen, andere sind rund, und es gibt kreuzförmige Hagioskope. Manche sind schmucklos, andere gleichen, auch wenn sie klein sind, in Form und Gestaltung den großen Kirchenfenstern. Viele sind mit einem Fenster versehen, das oft nachträglich eingebaut wurde. Weil Hagioskope nicht mehr benötigt wurden, mauerte man sie häufig zu, und man kann ihre Lage oft nur noch an den Steinen, die sie umrahmten, erkennen oder an der unterschiedlichen Färbung der verwendeten Steine.



Hagioskop 2 der Basilika des Klosters Knechtsteden, Südurm, Ostseite

Theologischer Hintergrund

Anschauen einer Heiligen Messe hat in der katholischen Theologie eine tiefe Bedeutung. „Für die Teilnahme an der Eucharistie reicht bereits das visuelle Mitverfolgen der Wandlung aus.“ (Ihli, Stefan: Faxantwort auf Mailanfrage vom 18.02.2021). Daraus entwickelte sich die heute noch übliche eucharistische Anbetung bei der Aussetzung des Allerheiligsten in der Monstranz. Sie steht in der Tradition der geistlichen oder geistigen Kommunion, die als außerordentliche Form der Kommunion gilt und sich in der Theologie seit Thomas



Südportal, im Hintergrund vermauertes Hagioskop 4, Südliches Querhaus, Westseite

von Aquin (1225–1274) findet. Zu seiner Zeit wurde von den bekennenden Sündern eine längere Bußzeit verlangt. Wegen strenger Vorschriften für den Zutritt zur Kommunion wurde nicht bei jeder Eucharistiefeier kommuniziert (ebd.). Thomas von Aquin spricht vom *votum sacramenti*, dem Verlangen nach dem Sakrament. Wer die tiefe Sehnsucht nach der Kommunion hat, aber eine Heilige Messe nicht besuchen kann, auf Grund einer Krankheit, Verfolgung oder Nichtverfügbarkeit, kann diese im Gebet empfangen. In der Augenkommunion findet sich eine weitere Form der kontaktfreien Kommunion. Die Elevation (das Hochheben durch den Priester) wie die Aussetzung der Hostie in der Monstranz ermöglichen die eucharistische Anbetung. Eine Wiederbelebung erfährt diese Form der Kommunion in unserer Zeit in Folge der Einschränkungen durch die Corona-Pandemie, zum Beispiel in der Münchner Kapuzinerkirche St. Anton (Hartmann, wie Literaturliste Nr. 9).

Im Artikel „Geistliche Kommunion“ in *Kathpedia* heißt es: „Die geistliche Kommunion (manchmal auch geistige Kommunion oder Begierdekommunion, lat.: *communio spiritualis*) ist das von lebendigem Glauben an Christi Gegenwart im Allerheiligsten Sakrament und von Akten der Hoffnung, der Liebe beseelte Verlangen nach sakramentaler Vereinigung mit Christus.“ (Kathpedia, wie Literaturliste Nr. 13). Sie wird seit Jahrhunderten praktiziert, vor allem, wenn jemand an der sakramentalen Kommunion verhindert ist, zum Beispiel Alte, Kranke, bei verspäteter Erinnerung an das Gebot der Nüchternheit, von Christen in der Diaspora oder in Missionsländern. Alle zur eucharistischen Kommunion gehörenden Akte werden vollzogen, außer dem Sakramentsempfang selbst. Sie wird von Heiligen empfohlen, so von Teresa von Avila, Alfons von Liguori, Johannes Bosco, Franz von Sales, von Papst Pius XII. in seiner Enzyklika *Mediator Dei* 1947, im *Sacerdotium*



Vermauertes Hagioskop 4, Südliches Querhaus, Westseite

ministeriale der Kongregation für die Glaubenslehre 1983, vom HI. Papst Johannes Paul II. in *Ecclesia de eucharistia* 2003 und vom Päpstlichen Rat zur Förderung der Neuevangelisierung 2015–2016 (ebd.).

Historischer Hintergrund

Wenn in der Lepraschau durch den Leprosenmeister, durch Ärzte oder ein Gremium von Leprakranken und Ärzten bei einem Menschen die Erkrankung festgestellt wurde, erfolgte dessen Aussonderung aus der Gesellschaft. War der Leprakranke Bürger einer Stadt, erfolgte die Unterbringung im Leprosorium dieser Stadt. Wenn es sich um einen kleinen Ort handelte, bei dem es kein Leprosorium gab, wurde manchmal gestattet, in Ortsnähe eine Hütte zu errichten, in der der Kranke leben durfte (*leprosi in campis* – Feldsiche). Schlimmstenfalls blieb dem Kranken das Landstreicherleben (vagierende Leprose). Er durfte dann maximal zwei Nächte in einem Leprosorium als Gast verbringen, meistens war es aber nur eine Nacht, die ihm zugestanden wurde.

Leprosorien ähnelten in Architektur, Organisation und Hierarchie einem Kloster. In vielen Leprosenordnungen wurde die regelmäßige Teilnahme an Heiligen Messen, Gottesdiensten und anderen religiösen Übungen genau vorgeschrieben. Teilweise waren Sanktionen bei Nichtbefolgung der Gebote festgelegt, wie Zahlungen von Strafgeldern oder Ausschluss von Mahlzeiten. Ein Leprosorium sollte eine Kapelle haben, um den Leprakranken den Gottesdienst zu ermöglichen, ohne dass sich Gesunde der Gefahr einer Ansteckung aussetzten. Der Kapelle war auch ein eigener, nur für die Leprakranken zuständiger Priester zugeordnet. Martin Uhrmacher listet 15 Kriterien auf, die das ideale Leprosorium ausmachten. Zu diesen Merkmalen zählt eine eigene Kapelle oder Kirche (Uhrmacher, wie Literaturliste Nr. 38, pp 21-26; Gutzke, Nr. 8, pp 15f).

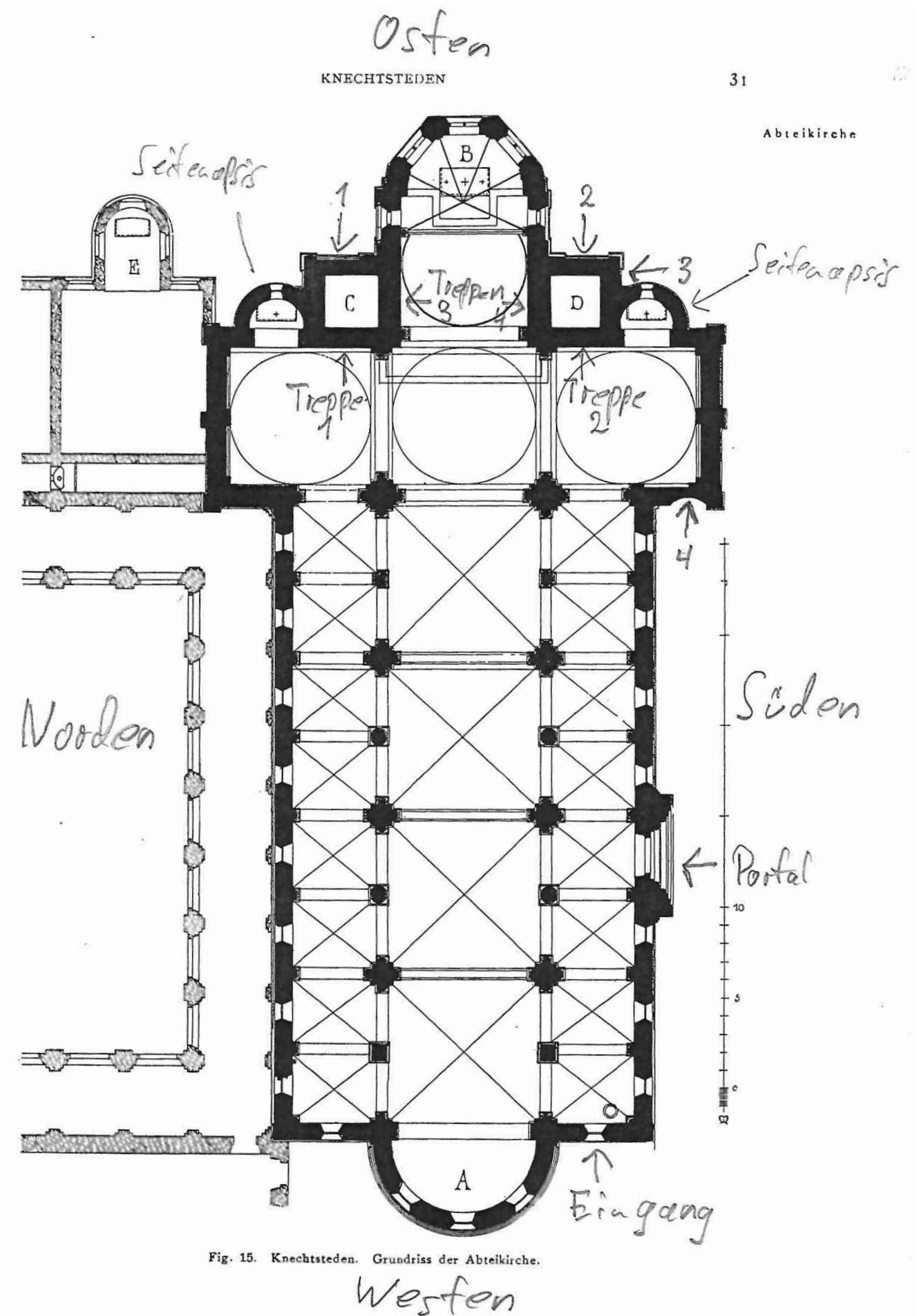


Fig. 15. Knechtsteden. Grundriss der Abteikirche.



Hagioskop 1, Nordturm, Ostseite

Gab es keine eigene Kapelle, die nur die Leprakranken besuchten, so wurde den Kranken an manchen Orten ein bestimmter Bereich in der öffentlichen Kapelle oder Kirche zugewiesen, der abgesondert von den Gesunden lag, so zum Beispiel in St. Jost bei Trier auf einer Empore (Frohn, wie Literaturliste Nr. 5, pp 60f). Selten wurde wie in Saarbrücken auch die Teilnahme am Gottesdienst unter den anderen Gläubigen gestattet, aber dann wurden die Siechen ermahnt, sofort nach der Predigt ihre Wohnungen wieder aufzusuchen (ebd., pp 132f). Die Alternative war das Hagioskop in der Ortskirche (Menn, wie Literaturliste Nr. 17, p 6; Gutzke, Nr. 7, p 9; Ders., Nr. 8, p 15).

Manchmal gab es zum Schutz vor der Witterung ein Dach über dem Hagioskop oder einen kleinen Anbau an der Kirche, wie zum Beispiel in Geldern, Rees, Neuerburg und am St.-Victor-Dom zu Xanten, dort als *domuncula leprosororum* bezeichnet (Frohn, wie Literaturliste Nr. 5, pp 43, 104-106, 109, und Uhrmacher, Nr. 38, p 22). In einem Visitationsbericht von 1630 des Leprosoriums Heessen (heute Hamm-Heessen), dessen Gebäude, einschließlich der Kapelle, stark verwahrlost waren, findet sich die Empfehlung, im Fall des Wiederauftretens der Krankheit an der Seite des Turms der Kirche einen Raum anzubauen und von dort aus ein Loch in die Kirchenwand zu brechen (ebd.). Uhrmacher verweist auf Hagioskope und Schutzbauten für Leprose in Verbindung mit Hagioskopen in Geldern (p 43), Heessen (p 45), Kalkar (p 46), Kirn (p 46), Moers (p 50), Recklinghausen (p 52), Rees (p 53), Siegen (p 54), Wachtendonk (p 57) und Xanten (p 58).

Nach dem Verschwinden der Lepra geriet die ursprüngliche Funktion der Hagioskope oft in Vergessenheit. Teilweise wurden sie verfüllt und zugemauert (Nöldeke, wie Literaturliste Nr. 18, pp 10f). Manchmal erinnert eine Nische im Kirchenraum an das ehemalige



Hagioskop 1 innen, im Nordturm nach Osten

Hagioskop, wie in Roggenstede, die auch mit einem geschnitzten Holzdeckel verschlossen sein kann, wie in Nesse, beide Ostfriesland (Reiff, wie Literaturliste Nr. 32). Oft wurden sie unter Putz verborgen, wie in der Kirche des ehemaligen Benediktinerinnenklosters Oesede in Georgsmarienhütte. Als dort Putz bröckelte, wurde das Hagioskop wiederentdeckt. In der Forschung erschien zunächst befremdend, dass vom Hagioskop keine Sicht auf den Hauptaltar möglich war. Dies wird weiter unten aufgegriffen. In archäologischen Untersuchungen fanden sich Reste eines früheren Hauptaltars mit Blickachse vom Hagioskop her (Jankrift, wie Nr. 11, pp 1f). Ähnlich war es in der Kapelle des ehemaligen Johanniterklosters in Bokeloch, Gemeinde Saterland, Kreis Cloppenburg. Dort entdeckte man bei Renovierungsarbeiten der 1250 erbauten Saalkirche ein verschlossenes Loch in der Kirchenwand, das man freilegte und 2004 wiederherstellte (Just, wie Nr. 12).

Erinnern wir uns, dass für ein ideales Leprosorium eine Kapelle gefordert war, so gilt ein Hagioskop eher als eine Notlösung. In dünn besiedelten Gegenden mit dörflichen Strukturen, in denen es in großen Landstrichen keine Leprosorien gab, zum Teil in Norddeutschland, und wo es wenige Städte und daher wenige Leprosorien gab und die Leprakranken als Feldsieche in

einer Hütte am Dorfrand leben mussten, finden sich daher auch häufiger Hagioskope.

Die aus dem 13. Jahrhundert stammende St.-Cyprian- und Corneliuskirche von Ganderkesee hat drei Hagioskope, von denen zwei erhalten sind. Eines ist zugemauert, aber im Kircheninneren als Nische erhalten. In dieser Kirche findet sich auch eine schöne Darstellung des Heiligen Martin zu Pferde, neben dem ein leprakranker Bettler kniet (Nöldeke, wie Literaturliste Nr. 19). In Ostfriesland in der Krummhörn hat jede zweite Kirche ein Hagioskop, häufig sind sie auch im Harlingerland (Nöldeke, wie Nr. 18). Wichtig ist der Hinweis von Ingeborg Nöldeke auf der dritten Kinderhauser Tagung 2012, dass durch den zunehmenden Wohlstand in Ostfriesland die Stifter auch Apsiden und Seitenaltäre stifteten. Um diese zu beleuchten, erfolgten Mauerdurchbrüche. Manche lagen so hoch, dass man sie nicht als Hagioskop nutzen konnte (Schmidt, wie Nr. 35, p 17), sofern es hier außen keine hölzernen Anbauten gab.

Kloster Knechtsteden und Basilika

Das Kloster Knechtsteden liegt im Rhein-Kreis Neuss im Stadtgebiet von Dormagen in einem von den Dörfern Anstel (Gemeinde Rommerskirchen), Delhoven und Straberg (beide Stadt Dormagen) gebildeten Dreieck zwischen Feldern und Wäldern. Schon von weitem ist der wuchtige Turm der Abteikirche zu erkennen, der durch zwei schlanke Seitentürme begleitet wird. Vom Parkplatz neben einem Restaurant geht man auf den Barockbau des Torbogenhauses zu. Der Weg führt durch eine Allee an der offenen Südseite der Abteikirche vorbei, in der das große Seitenportal eingelassen ist. In das Innere der Kirche gelangt man durch eine Tür an der Westseite. Der Kreuzgang liegt an der Nordseite der Kirche, und es schließen sich die Klostergebäude an.

Um den Namen Knechtsteden rankt sich eine Legende, die wohl erst im Barock entstanden ist. Vor der Gründung des Klosters im Jahre 1130 fand ein Knecht aus **Dieplinghoven**, heute Delhoven, im Wald eine Statue der Muttergottes aus Stein, die er mit nach Hause nahm. Am nächsten Tag war sie verschwunden, und er entdeckte sie wieder im Wald an derselben Stelle, an der er sie tags zuvor gefunden hatte. Er nahm sie wieder zu sich, und dasselbe geschah wieder. Als er die Statue wieder am selben Ort im Wald wiederfand, vertraute er sich seinem Brotherrn an. Beide errichteten dann für die Muttergottes eine Kapelle. Der Name Knechtsteden soll sich, folgt man der Legende, von diesem Knecht und von der „Knechtstätte“ herleiten (Reetz, wie Literaturliste Nr. 30, pp 44f, und Ders., wie Nr. 31, p 39).

Das heutige Spiritanerkloster Knechtsteden ist eines der bedeutendsten Kunstdenkmäler im Niederrheingebiet. Es ist berühmt für die Wandmalerei in der

Westapsis, die etwa 1160 als Fresko entstand und den segnenden Christus, die vier Wesen der Apokalypse, die vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, sowie Petrus und Paulus zeigt (Maul, wie Literaturliste Nr. 16, p 116).



Hagioskop 3 im Südturm nach Süden

Das Kloster und seine Kirche haben eine lange und reiche Geschichte. Ausführliche Darstellungen und Abbildungen finden sich bei Clemen (wie Literaturliste Nr. 2), Emsbach (Nr. 3), Piller (Nr. 22), Sand (Nr. 33) und Vogt (Nr. 39) sowie der Website Kloster Knechtsteden (Nr. 40). Hier sollen einige Eckdaten genügen.

Graf Hugo von Sponheim, Domdechant an St. Peter in Köln und Propst von St. Marien in Aachen, schenkte im Jahr 1130 seinen Fronhof Knechtsteden der Kirche mit der Auflage, diesen dem religiösen Gebrauch zuzuführen. Auf Veranlassung von Erzbischof Friedrich I. von Köln zogen die von Norbert von Xanten gegründeten Prämonstratenser nach Knechtsteden. Schon 1132 gab es dort eine kleine Kirche, die dann ab 1138 dem Bau der jetzigen romanischen Basilika weichen musste. Ostchor, Altarraum und Querhaus waren um 1180 fertig, es folgte der Bau des Langhauses mit dem Westchor. Im Wesentlichen gab es zwei Bauabschnitte, nämlich 1138–1151 und 1151–1181. Im zweiten Bauabschnitt wurde das Christus-Fresko in der Westapsis vollendet (Website Kloster Knechtsteden, wie Literaturliste Nr. 40). Eine Besonderheit war die Anlage der Kirche mit dem Doppelchor. Der Ostchor blieb den Kanonikern vorbehalten, während der Westchor als Pfarrkirche fungierte.



Hagioskop 2 innen, im Südturm nach Osten



Hagioskope 2 und 3, im Südturm nach Osten und Süden

In der Kirche findet sich das Gnadenbild von der schmerzhaften Mutter Maria, eine um 1360 aus Lindenholz gefertigte und bemalte Skulptur der Muttergottes, die ihren toten Sohn auf dem Schoß hält. Die Christusfigur ist auffallend klein im Vergleich zur trauernden Mutter. Maria trägt zwar einen Kaisermantel, ihr Gesicht wirkt jedoch eher wie das einer Bäuerin. Die Art der Darstellung ermöglichte es den durch Kriege, Hungersnöte und Seuchen geplagten Menschen, sich mit ihr in ihrem Leid um den ermordeten Sohn zu identifizieren und sich ihr anzuvertrauen (Reetz, wie Literaturliste Nr. 30, pp 45-47). Eine besondere Verehrung des Marienbildes und Wallfahrten zur „Not Gottes“ finden sich ab Ende des 13. Jahrhunderts (ebd., pp 47ff).

1474 wurden Kloster und Kirche während der Neusser Fehde durch die Burgunder gebrandschatzt und die Mönche mussten fliehen. Als sie 1477 zurückkehrten, war die Ostapsis zerstört. Weitere Plünderungen und Zerstörungen richteten später, 1794, die Franzosen an, als sie das Rheinland eroberten. 1795 konnten die Mönche zurückkehren, mussten aber 1802 das Kloster endgültig verlassen, als Napoleon viele geistliche Orden auflöste, die meisten Klöster beschlagnahmte und das bewegliche und unbewegliche Vermögen versteigern ließ. Karl Emsbach bezeichnet dies treffend als einen mit „als Säkularisation (Verweltlichung) beschönigend umschriebenen Raubakt“, von dem im Gebiet des heutigen Rhein-Kreises Neuss 18 Klöster betroffen waren. Schaffer kommt auf 17 geistliche Konvente, die zwangsweise aufgelöst wurden. Verschont blieben religiöse Gemeinschaften, die in der Gesundheitsfürsorge oder karitativ tätig waren, wie die Alexianer in Neuss, die sich der Pflege psychisch kranker Männer widmeten. Manche der Gebäude der profanierten Klöster wurden zu Kasernen oder Lagerhallen (Emsbach, wie Literaturliste Nr. 4, pp 52f, 57, und Schaffer, wie Nr. 34, p 50). Die dramatische Geschichte dieser Zeit wird auch von Rath ausführlich dargestellt (Rath, wie Literaturliste Nr. 28; Ders., wie Nr. 29).

Der letzte Superior der Prämonstratenser in Knechtsteden Winand Kayser (1765–1842) pachtete zunächst seine eigene Abtei. 1810 konnte er, von Haus aus vermögend, diese dann über seinen ehemaligen Schulkameraden Heinrich Joseph Herberz, einem Industriellen aus Uerdingen, kaufen. Die Basilika wurde fortan als Pfarrkirche genutzt. Nach Winand Kaysers Tod 1842 und mehreren Besitzerwechseln fiel die Abtei an die Kölner Armenverwaltung, die in den Gebäuden eine Anstalt für 400 Geistesranke einrichten wollte. Mit Planung und Bau wurde der aus Berlin stammende Kölner Stadtbaumeister Julius Carl Raschdorff (1823–1914) beauftragt (Kohlbecher, wie Literaturliste Nr. 14), der später (1894–1905) den Berliner Dom baute (ebd. pp 58-60). Bereits 1858 hatte er Vermessungen in Knechtsteden im Rahmen eines Gutachtens über den Umbau der Gebäude zu einem Waisenhaus für 800 Kinder durchgeführt (ebd. p 60). Raschdorff, der seine Expertise für psychiatrische Anstalten schon 1857–1860 bei einem Erweiterungsbau der „Anstalt für tobsüchtige Kranke“ in Köln-Lindenberg gezeigt hatte, fertigte 1868/69 drei verschiedene Entwürfe für eine mögliche psychiatrische Anstalt in Knechtsteden (ebd. pp 65, 68).

Schaut man sich die Lage des Klosters Knechtsteden an, so wäre man hier der alten Gewohnheit gefolgt, „Irrenhäuser“ weit ab von Städten und Dörfern zu bauen, wo sie auch aus dem Blickfeld und dem Bewusstsein der Menschen entfernt wären (ebd. pp 68f), wie dies auch für Leprosorien gegolten hatte. Diese Pläne wurden zunichte, als das Kloster und das Kirchendach 1869 einem verheerenden Brand zum Opfer fielen. Böse Zungen behaupteten, dass das Feuer von den umliegenden Bauern gelegt worden war, um den Einzug der Geisteskranken zu verhindern und weil bereits Pachtverträge gekündigt worden waren, da die geplante Anstalt selbst Landwirtschaft betreiben sollte (Vogt, wie Literaturliste Nr. 39, p 79, und Emsbach, wie Nr. 4, p 57).

Aber 1871 spendete Kaiser Wilhelm I. 5000 Taler zur Wiederherstellung der Kirche. Der Kölner Gastwirt Anton Scheben, ein Neffe von Winand Kayser, gründete in Köln einen Bau- und Reparaturverein für Knechtsteden. Gleichzeitig entstand in Neuss federführend unter dem Landrat von Heinsberg ein ebensolcher Verein. Gemeinsam gelang der Wiederaufbau der Kirche, der 1890 vollendet war. Das Wandgemälde des Christus Pantokrator, das während der Barockisierung der Kirche im 18. Jahrhundert übertüncht worden war, wurde 1882 wiederentdeckt und bis 1887 restauriert (Maul, wie Literaturliste Nr. 16).

1895 kaufte das Erzbistum Köln das Kloster von der Kölner Armenverwaltung und übergab es 1896 dem Orden der Spiritaner unter dem Provinzial Pater Amandus Acker (1848–1923). Der vollständige Name der Ordensgemeinschaft lautet „Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist und vom Unbefleckten Herzen Mariens“, was daher rührt, dass hier 1848 zwei Kongregationen miteinander vereint worden waren.

Der junge französische Adlige Claude François Poullart des Places (1679–1709) hatte zunächst Jura studiert, verzichtete aber auf eine vielversprechende Karriere, um Theologie zu studieren und Priester zu werden. Er gründete 1703 die Kongregation vom Heiligen Geist mit einem Seminar für junge Männer, die über wenig Geld verfügten und eine sittliche Einstellung und wissenschaftliche Neigung hatten, mit dem Ziel, diese zu Pastoren für Gemeinden und Gebiete auszubilden, in denen Priester knapp waren (Rath, wie Literaturliste Nr. 23, pp 79, 91, 98, 127f, 138-140).

Franz Maria Paul Libermann (1802–1852) war als Sohn eines Rabbiners zu dessen Nachfolger bestimmt. Während seiner Studien an einer Talmudschule fand er zum Christentum und ließ sich 1823 taufen, woraus für ihn auch die Berufung zum Priestertum folgte. Seine 1841 gegründete Gesellschaft vom Heiligen Herzen Mariens missionierte vor allem in Westafrika, Mauritius und Haiti. Nach Verhandlungen mit der Kongregation vom Heiligen Geist gelang 1848 mit Billigung der zuständigen Kardinäle und Bescheid von Papst Pius IX. die Vereinigung mit der Kongregation vom Heiligen Geist. Die neue Gemeinschaft erhielt den Namen Kongregation vom Heiligen Geist unter dem Schutz des unbefleckten Herzens Mariens. Libermann wurde zum Generaloberen bestimmt (Rath, wie Literaturliste Nr. 24, pp 201f, 204ff, 245ff, 270ff, und Ders., wie Nr. 25).

1873 wurden die Spiritaner als ein den Jesuiten verwandter Orden im Rahmen des Jesuitengesetzes (in Kraft bis 1883) aus Deutschland vertrieben, und 1895 wurde Pater Amandus Acker zum Superior der zu gründenden deutschen Ordensprovinz der Spiritaner ernannt. Er entschied sich für Knechtsteden als Mutterhaus (Rath, wie Literaturliste Nr. 26, pp 64ff, 377, 388). Amandus Acker ließ die Klostergebäude wieder

aufbauen und führte die deutsche Ordensprovinz der Spiritaner zur Blüte (Rath, Nr. 27, pp 90-112). Er gründete eine Schule für Knaben ab 14 Jahre bis zum Abiturabschluss für die Ausbildung von Missionaren, aus der das jetzige Norbert-Gymnasium Knechtsteden hervorgegangen ist.

Von 1903 bis 1967 bestand in Knechtsteden eine Philosophisch-Theologische Hochschule der Spiritaner. Daneben waren Ordensbrüder in zahlreichen Handwerksbetrieben in Knechtsteden beschäftigt und konnten vor der zuständigen Handelskammer ihre Ausbildung in Knechtsteden mit dem Gesellen- und Meisterbrief abschließen (Kohlbecher, wie Literaturliste Nr. 15). Der Schwerpunkt der Mission der Spiritaner lag zunächst in Ostafrika, später kam Brasilien dazu. Dem Autor sind Patres persönlich bekannt, die in Brasilien tätig waren und jetzt im hohen Alter in ihrem Mutterhaus Knechtsteden leben. Während ihrer Missionstätigkeit lernten die Geistlichen die Sprachen und einheimischen Dialekte, sammelten Pflanzen, Insekten und Artefakte der indigenen Völker. Es entstanden Wörterbücher und theologische Schriften für die Missionen in der Landessprache. Manche dieser Arbeiten wurden zu Standardwerken, so das Swahili-Französisch-Wörterbuch (1939) von Pater Charles Saclex (1856–1943).

Die wissenschaftliche Nebentätigkeit der Missionare war nicht nur Hobby. Es gab eine Dienstanweisung des Apostolischen Vikars von Ostafrika Franz-Xaver Vogt von 1909, dass die Oberen eines Missionsgebietes ein Konversationslexikon der Sprachen und Dialekte ihres Gebietes anlegen sollten. Die Patres waren gehalten, Aufzeichnungen zu Kultur, Religion, Recht, Krankheiten und Heilmitteln, Geografie, Botanik, Tierwelt und so weiter zu machen, und sie sollten eine Karte ihres Missionsgebietes mit einem Beiblatt über die Bevölkerungsstruktur anfertigen. Viele der gesammelten Objekte wurden im Missionsmuseum ausgestellt, das leider nicht mehr existiert. Eine Auswahl der Artefakte war 2017 in einer Ausstellung im Kreuzgang des Klosters zu sehen (Peters, wie Literaturliste Nr. 21).

Während des Zweiten Weltkriegs (1939–1945) wurden die Ordensleute bis auf die Handwerker vertrieben, und Knechtsteden wurde Lazarett. Nach dem Krieg wurde das Kloster als Ordenshaus wiederbelebt. 1974 wurde die alte Abteikirche zur *Basilica minor* erhoben. Der Orden der Spiritaner ist noch in Afrika und Brasilien tätig. Das Kloster ist jetzt das Mutterhaus der Spiritaner in Deutschland. Hier leben die älteren Patres und Fratres. Ein Förderverein unterstützt seit 1987 das Kloster. Neben dem Gymnasium befindet sich in den Gebäuden eine Meisterschule für Augenoptiker, ein Kunstverein für Malerei und Bildhauerei, ein großer Eventraum (der Bullenstall), ein Klosterladen, eine Bücherstube, eine Schmiede und ein Flohmarkt an Wochenenden. Viel beachtet sind auch die Festlichen

Tage alter Musik in der Basilika, die vom Deutschlandfunk aufgezeichnet und gesendet werden, verschiedene Kunsthandwerkmärkte, sowie Vortragsabende in der historischen Klosterbibliothek.

Die Hagioskope der Basilika

Die im Verdacht eines Hagioskops stehenden Fenster in der Außenmauer der Basilika finden sich im Querhaus. Im Grundriss, der dem Buch von Clemen entnommen wurde, sind sie mit den Ziffern 1 bis 4 eingetragen (Clemen, wie Literaturliste Nr. 2, p 31).

Fenster Nr. 1 befindet sich in der Ostwand der unteren Kammer des nördlichen Seitenturms (im Grundriss mit C bezeichnet). Es ist ein auf der kurzen Seite stehendes Rechteck. Das eingelassene Glas ist mit kleinen Quadraten strukturiert und fast undurchsichtig. Das Fenster ist 27 cm breit und 57 cm hoch. Es hat einen Sockel aus einem größeren Stein, der über die Grundseite und die Seitensteine hinausragt. Oben befindet sich ein dreieckiger Stein, der wie ein Dach über dem Fenster ruht. Die Unterkante des Fensters liegt 133 cm über dem Erdboden.

Nr. 2 in der Ostwand der unteren Kammer des südlichen Seitenturms (im Grundriss D) ist ebenfalls rechteckig, auch auf der kurzen Seite stehend, oben aber bogenförmig abgeschlossen. Dieses Fenster ist ebenfalls mit kleinen Quadraten strukturiert und fast undurchsichtig. Auch hier findet sich ein Sockelstein, der an beiden Seiten über das Fenster und die seitlichen Begrenzungssteine des Fensters hinausragt. Den oberen Abschluss des steinernen Rahmens bildet ein rechteckiger Stein, dessen Unterseite bogenförmig ausgeschnitten ist und den Bogen an der Oberseite des Fensters umfasst. Dieses Fenster ist kleiner als Nr. 1. Es ist nur 13 cm breit, bei einer Höhe von 58 cm. Die Höhe vom Erdboden bis zur Unterkante des Fensters beträgt 135 cm.

Nr. 3 liegt in der Südwand der unteren Kammer des südlichen Seitenturms (im Grundriss D) und ist rund. Es wird durch Steine umrahmt, die im Kreis angeordnet sind und einen flachen Trichter bilden. Die Fensteröffnung am Boden des Trichters hat einen Durchmesser von 20 cm, der Außendurchmesser des Trichters beträgt 38 cm. Es ist mit einer Metallplatte verschlossen. Die Höhe vom Boden bis zur Unterkante des Fensters beziehungsweise der Metallplatte beträgt 140 cm. Nr. 4 liegt in der westlichen Wand des Querhauses in einer Nische, die wie eine Apsis geformt ist, und ähnelt in Form und Bauweise der Nr. 3 als flacher Trichter mit einem Außendurchmesser von 51 cm, der sich nach innen auf 48 cm verkleinert. Das Fenster ist vermauert und seine Unterkante ist 158 cm vom Boden entfernt. Dieses vermauerte Rundfenster ist als einziges nicht in eine Turmkammer, sondern in den südlichen Flügel des Querhauses gerichtet. Es ist von innen zugemauert und verputzt. Im Innenraum der Basilika finden sich keine

Spuren eines Fensters. Es ist als einziges der hier beschriebenen Fenster bei Schulten erwähnt. Er verweist auf die Situation des südlichen Vorplatzes im Mittelalter, die bei Grabungen im Jahr 1964 erforscht wurde. Man stellte damals fest, dass es an der Südseite der Kirche eine gewölbte Vorhalle gab, die man im 12. Jahrhundert erneuerte. Schildbogenreste an der Südmauer der Kirche legen nahe, dass diese gewölbt war. Wahrscheinlich war die Vorhalle offen. Die gefundenen Fundamente sind im Pflaster des Vorplatzes durch dunklere Steine angedeutet. Das vermauerte Fenster wurde von ihm als mittelalterliche Beichtnische interpretiert (Schulten, wie Literaturliste Nr. 36, p 13, und Ders., wie Nr. 37, p 14). Clemen geht sogar davon aus, dass sich an der Südseite der Kirche ein Kreuzgang befand, und verweist dabei ebenfalls auf die noch sichtbaren Schildbögen an der Mauer (Clemen, wie Nr. 2, p 32). Gemeinsam ist allen vier Fenstern eine Bodenhöhe, die es ermöglicht, bequem in das Innere der Basilika zu schauen. Nr. 1 bis 3 führen in die unteren Kammern der schlanken Seitentürme. Die Kammern kann man vom Innenraum der Basilika aus über nach unten führende Stufen betreten (im Grundriss Treppe 1 und 2). Ein Blick auf den Hauptaltar ist hier nicht möglich. Man kann erwägen, dass ihr Hauptzweck die Beleuchtung dieser Kammern war. Auch die eingangs zitierte Ansicht von Großsteinbeck (wie Literaturliste Nr. 6, p 9), dass die Fenster als Beichtstühle genutzt wurden, hat vieles für sich, denn der Beichtvater hätte mit der Turmkammer einen Raum für das Beichtgespräch, in dem er weitgehend ungestört wäre und das Beichtgeheimnis geschützt hätte. Über diesen Kammern liegen in den Seitentürmen je eine weitere Kammer, in die man über die Treppen 3 und 4 gelangt. In den Seitenapsiden des Querhauses und den Turmkammern findet seit 1955 die Basilika Expo statt, mit wechselnden Ausstellungen zeitgenössischer religiöser Werke (Sand, Nr. 33, p 31). Nr. 4 ist durch Mauerwerk verschlossen. Wäre es noch offen, so hätte man von außen einen idealen Blick auf den Hauptaltar. Die nicht mehr vorhandene Vorhalle hätte Schutz vor der Witterung geboten. Somit würde Nr. 4 am ehesten die Anforderungen an ein Hagioskop erfüllen, nämlich einen freien Blick auf den Altar und den Zelebranten, die Möglichkeit, der Messe auch akustisch folgen zu können, sowie Schutz vor der Witterung unter einem Dach bei gleichzeitiger ausreichender Lüftung.

Fazit

Die Zufallsentdeckung der Hagioskope der Basilika des Klosters Knechtsteden, über die Großsteinbeck im Mitteilungsblatt des Fördervereins für das Missionshaus berichtet, ist ein weiterer Mosaikstein in der wechselvollen Geschichte der Kirche und der Abtei. Sie bereichert auch die Geschichte des Umgangs mit Leprakranken im Rheinland. Architektonisch sind sie

unauffällig, denn man schaut doch eher auf die imposanten Glasfenster und das beeindruckende Gebäude in seiner Gesamtheit. Sie sind verborgen in den unteren Turmkammern (Nr. 1 bis 3), beziehungsweise zugemauert und unter Putz (Nr. 4). Man kann davon ausgehen, dass ihre Funktion nach dem Verschwinden der Lepra nicht mehr wichtig war und wohl auch in Vergessenheit geriet. Dienten die vier beschriebenen Öffnungen tatsächlich als „Lepraspalten“? Leprosorien gab es im jetzigen Rhein-Kreis Neuss in Neuss, Dormagen, Grevenbroich und Büderich (Gutzke, wie Literaturliste Nr. 8, pp 17-20, und Uhrmacher, wie Nr. 38, pp 39f, 44f). Das nächstgelegene wäre in Dormagen gewesen, sehr wahrscheinlich in der Nähe der Straße „Am Niederfeld“ gelegen (Gutzke, wie Nr. 8, pp 19f). Frohn teilt zum Dormagener Siechenhaus mit, dass ihm nur eine Notiz bekannt ist, nach der als Taufpaten im Wesselingener Siechenhaus gelegentlich Sieche aus Dormagen genommen wurden. Uhrmacher zitiert diesen Hinweis, mehr ist ihm nicht zum Dormagener Leprosorium bekannt (Frohn, wie Nr. 5, p 89, und Uhrmacher, wie Nr. 38, p 40).

Auler nennt als Quellen für diese Information die von Lehrer Josef Dietz 1928 verfasste Geschichte der Pfarrkirche St. Germanus in Wesseling. Weiterhin verweist er auf eine Festschrift des Pfarrers Gottfried Dominikus Schmitz aus Dormagen-Horrem von 1963, in der dieser ein Siechenhaus in der Dormagener Parzelle im Niederfeld im Zeitraum 1678–1712 erwähnt. Bei zwei Abbildungen des Dormagener Leprosoriums von Matthäus Merian von 1642 und 1683 hat Auler den Hinweis auf die Leprosenkapelle mit Fragezeichen versehen (Auler, wie Nr. 1, pp 58f, 61).

Daraus folgt, ein Leprosorium gab es in Dormagen, eine Kapelle wird nicht erwähnt, beziehungsweise ihr Vorhandensein wird angezweifelt. Die Strecke von Dormagen, Im Niederfeld, nach Knechtsteden beträgt je nach Wahl der benutzten Straßen zwischen 6,7 und 7,7 km, ein Weg, der auch für Fußgänger zu schaffen ist. Nimmt man an, dass das Dormagener Leprosorium keine Kapelle hatte, so könnten die Dormagener Leprakranken die Heilige Messe an den Hagioskopen der Knechtstedener Basilika besucht haben. Die Gegend um Knechtsteden ist auch heute noch ländlich und von kleineren Ortschaften geprägt. In dünn besiedelten Bereichen lebten die Leprakranken als *Leprosi in campis* (Feldsieche) in kleinen Hütten außerhalb der Dörfer oder waren als „vagierende Leprose“ (wandernde Sieche) unterwegs. Auch diesen Menschen könnten die Knechtstedener Hagioskope gedient haben. Aber auch die Vorstellung der Nutzung der Hagioskope durch Menschen, die aus anderen Gründen den Innenraum einer Kirche nicht betreten durften und hier beichteten, ist nicht von der Hand zu weisen.

Joachim Gutzke, Neuss

Literatur

1. Auler, Jost: Eine Heimstatt für die Aussätzigen – Überlegungen zum frühneuzeitlichen Dormagener Siechenhaus; in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2010, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss, Neuss 2009, pp 48-63
2. Clemen, Paul, Hg.: Kunstdenkmäler der Kreise Neuss und Grevenbroich – Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz; Nachdruck der Ausgabe von 1895 und 1897, Pädagogischer Verlag Schwann – Bagel, Düsseldorf 1984, pp 27-43
3. Emsbach, Karl; Tauch, Max: Kirchen, Klöster und Kapellen im Kreis Neuss, Hrsg.: Oberkreisdirektor des Kreises Neuss, Schriftenreihe Nr. 13, Rheinland Verlag 1986, pp 22-27
4. Emsbach, Karl: Das Schicksal der säkularisierten Kloster- und Stiftsgebäude im Kreis Neuss; in: Jahrbuch für den Kreis Neuss 2003, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss e.V. 2002, pp 52-61
5. Frohn, W.: Der Aussatz im Rheinland – Sein Vorkommen und seine Bekämpfung; Jena, Gustav Fischer Verlag 1933, pp 43, 60f, 89, 104-106, 132f
6. Großsteinbeck, Stephan: Die Hagioskope der Basilika, in: Echo Knechtsteden, Förderverein für das Missionshaus Knechtsteden e.V., Mitgliederinformation 02/2020 vom 21. Juni 2021, pp 9-11
7. Gutzke, Joachim: Ausgrenzung von Leprakranken, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster, 26, 2018, pp 7-10
8. Gutzke, Joachim: Der Umgang mit Leprakranken – Ehemalige Leprosorien im heutigen Rhein-Kreis Neuss, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster, 27, 2019, pp 12-21
9. Hartmann, Christoph Paul: Andacht im Extremfall: Die geistige Kommunion. <https://www.katholisch.de/artikel24941-andacht-im-extremfall-die-geistige-kommunion>; Besuch der Website am 19.02.2021, 08:45 Uhr
10. Ihli, Stefan: Persönliche Mitteilung per Fax auf Mailanfrage zum Thema Hagioskop und Kommunion vom 18.02.2021
11. Jankrift, Kai Peter: Hagioskope – Unbeachtete Zeugnisse der Leprageschichte, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster, 7, 1999, pp 1-3
12. Just, Ivo: Das Hagioskop der Johanniterkapelle in Bokesch, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster, 13, 2005, pp 11-12
13. Kathpedia, Geistliche Kommunion. http://kathpedia.com/index.php?title=Geistliche_Kommunion; Besuch der Website am 19.02.2021, 08:49 Uhr
14. Kohlbecher, Simon: Von der ehemaligen Prämonstratenserabtei zur „Irrenanstalt“ – Zu Tätigkeiten des Architekten Julius Carl Raschdorff in Knechtsteden 1858–1869; in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2014, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss, Neuss 2013, pp 58-73
15. Kohlbecher, Simon: Anmerkungen zu Pater Amandus Acker (1848–1923) – Pionier und Manager der Missionsarbeit und des Klosters Knechtsteden; in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2016, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss, Neuss 2015, pp 84-101
16. Maul, Georg: Die Restaurierung der Malereien in der Westapsis von Knechtsteden; in: Jahrbuch für den Kreis Neuss 2003, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss e.V. 2002, pp 116-125
17. Menn, R.: Kleine historische Leprakunde, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster 1/1996 – 4.Jg., pp 5–6
18. Nöldeke, Ingeborg: Hagioskope mittelalterlicher Dorfkirchen – Eine unerwartete Entdeckung, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster 18, 2010, pp 10-11
19. Nöldeke, Ingeborg: Die Hagioskope der St.Cyprian- und Cornelius-Kirche in Ganderkesee, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster 24, 2016, pp 23-25
20. Nöldeke, Ingeborg: Ein mögliches Hagioskop am hohen Dom zu Paderborn, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster 24, 2016, p 26
21. Peters, Belinda-Maria: Wo liegt der Berg „Ich weiß es nicht“? – Das Verhältnis katholischer Missionsarbeit und wissenschaftlicher Forschung bei den Spiritanern in Knechtsteden; in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2018, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss, Neuss 2017, pp 166-179
22. Piller, P. Klaus-Elmar CSSp (Redaktion): 850 Jahre Klosterkirche Knechtsteden 1138–1988, Hrsg.: Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist (Spiritaner) und Förderverein für das Missionshaus Knechtsteden, Neuss 1988
23. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Geschichte der Kongregation vom Heiligen Geist I. Das Pariser Seminar für arme Kleriker 1703–1800; Missionsverlag Knechtsteden 1972, pp 79, 91, 98, 127f, 138-140

24. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Geschichte der Kongregation vom Heiligen Geist II. Das Pariser Kolonialseminar vom Heiligen Geist 1800–1848; Missionsverlag Knechtsteden 1974, pp 201f, 204ff, 245, 264ff, 270ff
25. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Geschichte der Kongregation vom Heiligen Geist III. Pater Libermann CSSp. Ein Leben für Afrika 1802–1852; Missionsverlag Knechtsteden 1980
26. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Geschichte der Kongregation vom Heiligen Geist IV. Pater Libermanns Erben 1852–1886; Missionsverlag Knechtsteden 1982, pp 64ff, 377, 388
27. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Geschichte der Kongregation vom Heiligen Geist V. Neue Männer auf neuen Wegen 1896–1980; Missionsverlag Knechtsteden, pp 90-112
28. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Winand Kayser – Der letzte „Mönch“ von Knechtsteden, Dormagen 1987
29. Rath, P. Josef Theodor CSSp: Die Schicksale der Abtei Knechtsteden von 1842 bis 1895, Kontinente Missionsverlag, Köln 1988
30. Reetz, P. Hermann Josef CSSp: Die Wallfahrt nach Knechtsteden in Geschichte und Gegenwart; in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2014, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss, Neuss 2013, pp 44-57
31. Reetz, P. Hermann Josef: Missionshaus der Spiritaner – Knechtsteden – Ein Klosterführer; Zimmermann Druck und Medien, Köln 2015
32. Reiff, Ingomar: Ostfrieslandfahrt zu Hagioskopen mittelalterlicher Dorfkirchen, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster, 18, 2010, pp 12-13
33. Sand, P. Heinz CSSp: Knechtsteden – Ehemalige Prämonstratenser-Stiftskirche – Denk-Mal in Sinn-Bildern; Kloster Knechtsteden, Dormagen, Lenz Druck Leverkusen, ohne Jahrgang
34. Schaffer, Wolfgang: Orden und Kongregationen im Rhein-Kreis Neuss im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch für den Rhein-Kreis Neuss 2008, Hrsg.: Kreisheimatbund Neuss 2007, pp 50-65
35. Schmidt, Mathias: Dritte Kinderhauser Tagung 2012 – Geschichte und Rezeption der Lepra, in: Die Klapper – Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde, Münster, 20, 2012, pp 17-19
36. Schulten, Walter: Die ehemalige Prämonstratenser-Stiftskirche Knechtsteden, Rheinische Kunststätten – Heft Knechtsteden, Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Köln 1966, Neudruck 1973, Druck und Verlag Neuss, p 13
37. Schulten, Walter: Die ehemalige Prämonstratenser Stiftskirche Knechtsteden, Rheinische Kunststätten Heft 48, 9. Auflage 1990, Hg.: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Köln, Druck und Verlag Neuss
38. Uhrmacher, Martin: Leprosorien in Mittelalter und früher Neuzeit – Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft VIII/5, Rheinland Verlag, Köln 2000, pp 21-26, 40, 43, 45f, 50, 52-54, 57f
39. Vogt, Franz-Josef: Knechtsteden und die Prämonstratenser – 850 Jahre Klosterkirche Knechtsteden (1138–1988); in: Almanach für den Kreis Neuss 1988, Hrsg.: Vereinigung der Heimatfreunde Neuss, Neuss 1988, pp 72-93
40. Website Knechtsteden: <https://www.kloster-knechtsteden.de/hp/kloster-geschichte-knechtsteden.php> und <https://www.kloster-knechtsteden.de/hp/basilika.php>; Besuch der Website am 20.04.2021, 11.39 Uhr
41. Website Hagioskop: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Hagioskop>; Besuch der Website am 18.02.2021, 11:40 Uhr

Sankt Gertraud – Erste Sommerbraut

Spruchweisheiten und Bauernregeln zur heiligen Gertrud von Nivelles

Das Leben unserer Vorfahren in den vergangenen Jahrhunderten in ihrer bäuerlich geprägten Umwelt war in seinem Jahreslauf viel stärker als das unsrige abhängig von der Witterung. Man glaubte, der Wetterverlauf der kommenden Wochen entscheide sich an bestimmten Kalendertagen, den sogenannten Lostagen. Sie galten als bestimmend für die folgenden Wochen und somit als bestimmend auch für das Gelingen von Saat, Wachstum und Ernte. Zu den wichtigsten Lostagen gehörten Mariä Reinigung am 2. Februar, der Johannistag am 24. Juni, der Michaelistag am 29. September und etwa zehn weitere.

Ein Lostag im Frühling war der Gertrudentag, der 17. März. Wie kam er zu seiner Bedeutung?

Gertrud (626–659) war eine Tochter des Hausmeiers Pippin des Älteren (um 580–640) zur Zeit des fränkischen Merowingerkönigs Dagobert. Unter den merowingischen Königen war der Hausmeier der wichtigste Amtsträger, der die Reichspolitik wesentlich bestimmte. Pippin Urenkel Karl Martell war der Großvater Karls des Großen, und Gertrud war somit Ur-Ur-Urgroßtante Karls des Großen. Als Pippin starb, trat seine Witwe Iduberga (592–652) mit ihrer Tochter Gertrud in das Kloster Nivelles (im heutigen Belgien südlich von Brüssel) ein, eine Stiftung Idubergas. Gertrud wurde dort

nach dem Tod ihrer Mutter selbst Äbtissin. Sie folgte damit ihrer Mutter in diesem Amt nach. Mit Iduberga und Gertrud kamen Besitzungen am Rhein an das Kloster Nivelles, zum Beispiel in Wallen bei Linz und in Rheinbrohl, wo Gertrudenhof (heute Rathaus) und Gertrudenkappelle daran erinnern.

Das Kloster Nivelles unter Äbtissin Gertrud beherbergte Pilger und Reisende. Unter diesen hervorzuheben sind vor allem irischschottische Wandermönche, die Klöster gründeten und an den Rändern des christlichen Frankenreichs, besonders im Süden des heutigen Deutschlands, die christliche Mission betrieben. Einer der wichtigsten unter diesen war der heilige Foillan (um 600–656), der zeitweilig im Niveller Männerkloster lebte. Da Gertrud also die wandernden Christen bewirtete, förderte sie hierdurch die Verbreitung des Christentums. Legendar wurde der Brauch eines Abschiedstrunks für die Weiterziehenden, die sogenannte „Gertrudenminne“. Zum Kloster Nivelles gehörte das von Gertrud mitverwaltete Hospital für die kranken Reisenden. Mit ihrer Heiligsprechung zur Zeit Karls des Großen († 814) wurde Gertrud für Jahrhunderte zur Patronin der Pilger und Reisenden. Ihre Verehrung findet sich, ausgehend von Brabant über Flandern, Holland und Westfalen bis in den Ostseeraum, daneben aber auch am Rhein und Main (dort oft Gertraud) und



Heilige Gertrud, Sandsteinskulptur vor der Kirche St. Josef Kinderhaus in Münster

bis nach Bayern, Österreich und in die Schweiz. Viele der ihr geweihten Kapellen dienten den Reisenden und lagen an Landstraßen vor den Städten, oder sie gehörten zu Hospitälern, von denen manche für die Reisenden (vor oder in den Städten), andere für die Leprakranken (vor den Städten) vorgesehen waren. Da Gertrud sich mit Spinnen und Weben an der Herstellung von Tuchen für den Bedarf des Nivelles Hospitals mit Eifer beteiligt haben soll, entstand mit Bezug auf ihren Todestag, den 17. März, die folgende Legende. Gertrud spann gegen Winterende noch immer. Eine Maus biss ihr den Faden ab und erinnerte sie so daran, dass die Frühlingsarbeit im Garten beginnen musste. Mäuse wurden so zu den bildlichen Begleitern der meisten Darstellungen der heiligen Gertrud. An ihrem Stab, der ihre Funktion als Äbtissin bezeichnet, klettern Mäuse hoch. Interessanter ist aber das Datum

des überlieferten Todestags, weil der 17. März schon der Todestag des fast zweihundert Jahre zuvor gestorbenen heiligen Patrick von Irland (um 400–461) war. Er hatte das Christentum in Irland verbreitet und war hierdurch der Gründungsvater der späteren irisch-schottischen Mission. Dass die Datierung des Todestags der heiligen Gertrud auf den Todestag des heiligen Patrick fiel, kann der Wahrheit entsprechen oder eine fromme Fälschung sein.

Todestage der Heiligen waren christliche Freudentage, weil man sich vorstellte, dass die Heiligen mit ihrem Tod in das Himmelreich eingetreten waren, während andere Christen im später sogenannten Fegefeuer für ihre Sünden büßen mussten, bevor sie der Himmel aufnahm.

Der 17. März war später der Lostag für den Beginn der Garten- und Ackerarbeit. Davon zeugen viele Spruchweisheiten und Bauernregeln. Aus ihrer Vielzahl sind einige die Folgenden.

Es treibt Sankt Gertraud: die Küh' zum Kraut, die Bien' zum Flug, die Pferd' zum Zug.
 Sankt Gertraud ist die erste Sommerbraut.
 Gertraud sät Zwiebeln und Kraut.
 Gertrud mit dem frommen Sinn ist die erste Gärtnerin.
 Willst Du dicke Bohnen essen, darfst Du Gertrud nicht vergessen.
 Sankt Gertrud die Erd' öffnen tut.
 Sankt Gertrud hackt die Erde auf und streut neuen Samen drauf.
 Sonniger Gertrudentag Freud' dem Bauern bringen mag.
 An Gertruds Rocken nagt die Maus, das Spinnrad weg, den Pflug heraus!
 Sieht Sankt Gertrud Eis, wird das Jahr nicht heiß.
 Sankt Gertrud mit Stab schickt den Winter ab.
 Sankt Gertrud die Herberg' bereiten tut.
 Oppen Gertrudedaag laafe de Frösch en de Baach.

Eine andere heilige Gertrud war Gertrud von Helfta (1256–1302), die Mystikerin in Thüringen, die sechs Jahrhunderte nach Gertrud von Nivelles lebte. Sie soll an einem 17. November gestorben sein, dem Todestag der heiligen Elisabeth von Thüringen (1207–1231). Aber das ist eine andere Geschichte.

Werner Schönhofen, Leutesdorf

Das preußische Lepraheim in Memel (Klaipeda), 1899–1944

Relativ unbekannt ist, dass Preußen noch bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs ein eigenes Lepraheim unterhielt. Zuletzt berichteten in der Klapper 15/2007 Max Hundeiker und Helga Brömmelhaus über diese Einrichtung.¹ Es gab nämlich ganz im Nordosten Deutschlands, im sogenannten Memelland (dem nördlichsten Teil Ostpreußens²), noch im 20. Jahrhundert aktive Lepraerhide. Das Memelland war damit die letzte Region, in der die Lepra in Deutschland auftrat.

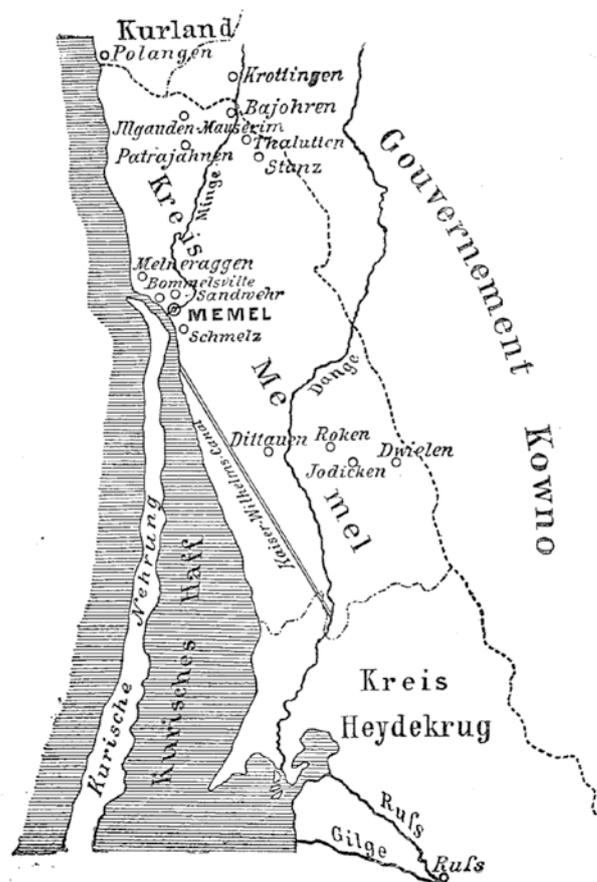
„Die Lepraepidemie im Kreis Memel wurde am Ende des 19. Jahrhunderts entdeckt und ließ sich bis zum Jahre 1848 zurückverfolgen. Die Ansicht, dass das Gebiet in der vorhergehenden Zeit leprafrei gewesen sei, stützt sich allein auf das Fehlen von entsprechenden Nachrichten.“³

Der Berliner Dermatologe Alfred Blaschko (1858–1922) beschäftigte sich schon früh mit dem isolierten Auftreten der Lepra im Memelland und reiste in den 1890er Jahren in die preußische Grenzregion. Er war auf diese Endemie durch einen Artikel des Memeler Arztes Pindikowski (1893) aufmerksam geworden. Mit seinem Aufsatz wollte der Autor die öffentliche Aufmerksamkeit auf die „Thatsache“ lenken, „dass innerhalb der deutschen Grenzen der Aussatz eine neue Heimstätte gefunden hat, von der aus ein weiteres, wenn auch langsames Vordringen nicht ausgeschlossen erscheint.“⁴

Der erste Fall in der Provinz Ostpreußen war Blaschkos Forschungen zufolge eine russische Dienstmagd, die 1848 im Memelgebiet eine Stelle annahm. Im benachbarten russischen Kreis Grobin (lett. Grobiņa) in Kurland trat die Lepra vorher schon häufiger auf.⁵ Klingmüller (1930) berichtet ein isoliertes Auftreten der Lepra im Memelgebiet:

„Überraschenderweise tauchte am Ende des XIX. Jahrhunderts die Nachricht auf, daß in den Kreisen Memel und Heydekrug in Ostpreußen eine Lepraepidemie bestände. In den Sanitätsberichten für den Regierungsbezirk Königsberg 1886–1888 berichtete Naht zum erstenmal über das Auftreten.“⁶

Für Blaschko (1897) war das benachbarte (russische) Kurland der Ursprung für die preußischen Leprafälle. Pindikowski (1893) nahm jedoch „mit Sicherheit eine autochthone Entstehung an Ort und Stelle“ an.⁷ Die Lepra selbst war seit dem Mittelalter in der heute zu Lettland gehörenden Region Kurland heimisch und



Der Kreis Memel, aus: Blaschko, A. (1896): Die Lepra im Kreis Memel. *Dermatologische Zeitschrift*: III (5/6): 411-447, S. 419

wurde im 19. Jahrhundert über Kurland nach Litauen und von dort aus ins Deutsche Reich verbreitet:

„Es gelang mir, den Nachweis zu führen, dass die Lepra vor etwa 20–25 Jahren auf dem Wege des Grenzverkehrs von den schon seit längerer Zeit vom Aussatz befallenen Grenzbezirken der anstossenden russischen Gouvernements Kurland und Kowno eingeschleppt worden sei und sich dann allmählich im Kreise verbreitet habe.“⁸

Auffällig für Blaschko (1897) war, dass die Stadt Memel, in der es den meisten (auch internationalen) Reiseverkehr gab, komplett von der Krankheit „verschont“ wurde, aber „sämtliche Vororte der Stadt“ sowie Dörfer, die nah an der Grenze zum Russischen Reich lagen, besonders stark betroffen waren.⁹

Auch wenn der bekannte deutschbaltische Mediziner Ernst von Bergmann (1836–1907) im Jahr 1869 noch meinte, die Lepra sei im Aussterben begriffen („die

letzten Reste“¹⁰), kam es wenige Jahre später doch zu einer erheblichen Zunahme von Leprafällen in einigen Regionen im Nordosten Preußens.¹¹

„Seit Ende des 19. Jahrhunderts ist die ärztliche und öffentliche Welt in stärkerem Grade als vorher auf die Lepra aufmerksam geworden. Verschiedene Gründe haben dies verursacht. Nicht zuletzt ist es die Ausbreitung der Lepra im Memeler Gebiet gewesen, welche wenigstens in Deutschland die Gemüter lebhaft bewegt hat.“¹²

Der Bakteriologe Robert Koch reiste im September 1896 „infolge der Beunruhigung“ in der deutschen Bevölkerung und im Auftrag des preußischen Kultusministeriums nach Memel, um sich ein Bild von der sich dort ausbreitenden Lepra zu machen.¹³ Er vermutete, dass die Leprafälle vor allem aufgrund des lebhaften Grenzverkehrs mit den benachbarten russischen Provinzen im Memelland auftraten, da zuerst die grenznahen Orte betroffen waren.¹⁴

In den Jahren 1904 bis 1910 konnte ein Anstieg der Lepräsenz in den an Deutschland angrenzenden russischen Ostseeprovinzen auf etwa 1000 festgestellt werden.¹⁵ Bis Ende 1908 wurden auch im preußischen Memelland 78 Fälle entdeckt.¹⁶ Die Kontrolle des Grenzverkehrs mit Russland, die ständige Untersuchung der gefährdeten Bevölkerung im Memelland und eine Internierung der Leprösen verhinderten viele Neuerkrankungen. Allerdings kam es während des Ersten Weltkriegs, als deutsche Truppen die russischen Ostseeprovinzen durchzogen, zu weiteren Ansteckungen und auch zur Übertragung in andere Reichsprovinzen.¹⁷

Von 1909 bis 1934 gab es noch 19 Leprafälle im Memelland.¹⁸ Die Leprösen, acht Männer und elf Frauen, stammten aus den Ortschaften Bommels Vitte (lit. Klaipėda-Vitė), Karkelbeck (lit. Karklė), Schmelz (lit. Smiltynė), Mellneraggen (lit. Melnragė) und Klooschen (lit. Kliošiai).¹⁹ Es ist kein Zufall, dass diese Dörfer, die heute Stadtteile beziehungsweise Vororte der litauischen Hafenstadt Memel (lit. Klaipėda) bilden, damals zu den ärmsten Ortschaften der Region zählten:

„Die Nahrung ist schlecht und meist unzureichend; Kartoffeln, grobes Brot und Fische bilden die Hauptnahrung. Fleisch ist selbst bei den wohlhabenderen Bauern eine seltene Speise.“²⁰

Gründung eines preußischen Lepraheims

Um die Situation zu kontrollieren, wurde am 22. Juli 1899 nördlich der Stadt Memel in einem Kiefernwald²¹ eine Heilstätte eröffnet, in der Lepröse behandelt, aber auch dauerhaft ‚interniert‘ werden konnten.²²

Der Idee zur langfristigen Isolation der Kranken bei Memel kam ursprünglich vom Memeler Arzt Julius Pindikowski (1893)²³, der eine weitere Ausbreitung der Lepra verhindern wollte:

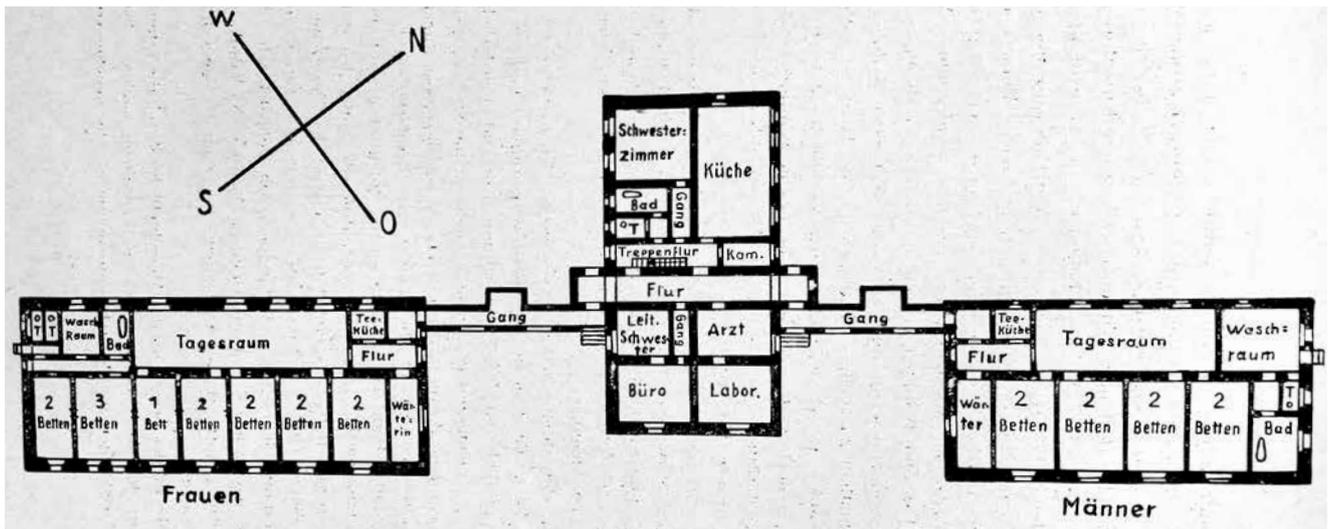
„Da wir die einzelnen Kranken nicht heilen können, da andererseits erfahrungsgemäss die rigorose Isolierung als einzig zweckmässige Maassnahme sich bewährt hat, wird sie zur Pflicht der Selbsterhaltung, so inhuman ein solches Vorgehen auch erscheinen mag. Es ist jedoch hohe Zeit, dass die Verwaltungsbehörden ihre Aufmerksamkeit der hiesigen Lepraendemie zuwenden, um nicht eines Tages von einer Ausbreitung überrascht zu werden, der gegenüber energisches Handeln schwerer durchführbar ist, als zur Zeit.“²⁴



70-jähriger Leprakranker aus Illgauden-Mauserim, lit. Kibelkščiai, aus: Blaschko (1896), S. 446

Die Idee zur Einrichtung eines speziellen Lepraheims kam von Robert Koch, der den preußischen Behörden dieses Vorhaben empfahl.²⁵ Koch schlug vor, nach norwegischem Vorbild wieder Leprosorien einzurichten, „in welche die Leprakranken unentgeltlich und ohne Zwang aufgenommen werden.“²⁶ Ein gewisser Druck sei aber doch anzuwenden, indem die vorgesehene finanzielle Unterstützung für Lepröse nur ausgezahlt werden sollte, wenn sie ‚freiwillig‘ ins Leprosorium umzögen.²⁷

Zunächst hatte Koch erwogen, ein Leprosorium für die ostpreußischen Leprakranken als Anbau an ein Königsberger Krankenhaus zu errichten. Später war



Grundriss des preußischen Lepraheims, aus: Schneider (1943)

der Ort Prökuls (lit. Priekulė) im Süden des Memellands als Standort im Gespräch. Schließlich wurde von Koch der Bau eines Lepraheims auf der Nordspitze der Kurischen Nehrung, nahe des Ortes Schmelz (lit. Smiltynė), direkt vor den Toren der Stadt Memel in der Nähe einer dort bereits befindlichen Quarantänestation, vorgeschlagen:

„Die dafür in Aussicht genommene Stelle ist von der Stadt Memel vermittlems der Fähre leicht zu erreichen und doch einigermaßen isoliert. Durch die Dünen ist sie vor den vorherrschenden Winden geschützt, teilweise von heranwachsendem Kiefernwald umgeben und hat die Aussicht auf das Haff und die gegenüberliegende Stadt. Die Insassen der Anstalt würden sich deswegen niemals so beengt und abgeschlossen fühlen, wie dies an einem landeinwärts gelegenen, mit hoher Umzäunung versehenen Orte der Fall sein würde.“²⁸

Der Beschluss zum Bau des preußischen Leprosoriums der Neuzeit fiel 1897 auf der internationalen Leprenkonferenz in Berlin.²⁹ Als Standort wurde schließlich nicht die Nehrung, sondern ein Waldgebiet namens „Stadtplantage“ nördlich der Stadt bestimmt (in den 1990er Jahren eine Eislaufbahn³⁰, heute eine Parkanlage: Klaipedos poilsio parkas³¹).

Als Architekt erhielt der Leiter des Hochbauamts der Stadt Memel Josef Callenberg (1854–1960) den Gesamtauftrag. In die Umsetzung wurden bekannte Architekten eingebunden. Das Eingangsportaal zierte ein Sgraffito des Berliner Architekten Otto March (1845–1913)³² mit dem Titel „Christus heilt einen Aussätzigen“.³³ Den Grundriss entwarf der Berliner Obermedizinalrat Martin Kirchner (1854–1925) nach ersten Vorüberlegungen Kochs zur Gebäudeaufteilung.³⁴ Bei der Einweihungsfeier war der Reichstagsabgeordnete Wilhelm von Bismarck (1852–1901), Sohn des Reichs-

kanzlers, zugegen.³⁵

Der Neubau umfasste drei Gebäude, die mit Gängen untereinander verbunden waren. Im mittleren Gebäude befanden sich Verwaltungs- und Untersuchungsräume, in den seitlichen Gebäuden waren männliche und weibliche Kranke in Einzelzimmern untergebracht.³⁶ Während der Betriebsjahre variierte die Kapazität zwischen 20 und 30 Betten. Das Grundstück bestand zum größten Teil aus einem 12.500 qm großen Waldgebiet. Unmittelbar an dem Heim wurden Gärten für die Kranken angelegt. Sie boten „Gelegenheit zu leichter Gartenarbeit“.³⁷ Eine Zeitzeugin bezeichnete die Anstalt als durchaus reizvoll:

„Umrahmt von duftendem Flieder, stand ein helles, freundliches Haus. Es gab kaum ein schöneres und idyllischeres Plätzchen als dieses wie verzauberte Gebäude und seinen großen Blumengarten“.³⁸ Jonas Tatoris (1994) erinnert sich an eine „vorbildlich gepflegte Anlage mit dekorativen Sträuchern und Blumen“, umgeben von einem hohen Bretterzaun.³⁹

Die Leitung des Heimes hatte der Amtsarzt aus Memel inne.⁴⁰ Eine Krankenschwester war für den wirtschaftlichen Bereich des Hauses verantwortlich. Außerdem beschäftigte das Lepraheim eine Köchin und zwei Hausangestellte.

Ein Unterschied des Lepraheims zu den Lupusheilstätten bestand darin, dass viele der unheilbar Kranken länger als zwei Jahre überlebten. Erst, wenn vermeintlich keine unmittelbare Ansteckungsgefahr mehr bestand und die Gegebenheiten der eigenen Wohnung eine gewisse Gewähr für ein hygienisch unproblematisches Leben boten, wurden die Patienten auf ihren Wunsch hin „beurlaubt“, standen dann aber unter der ständigen Aufsicht eines zuständigen Bezirksarztes.⁴¹

Im Lepraheim Memel wurden zwischen seiner Gründung 1899 und seiner Schließung nach Ende des

Zweiten Weltkriegs insgesamt 80 Kranke behandelt,⁴² von denen 55 aus Memelland oder Litauen kamen.⁴³ Sie stammten hauptsächlich aus der Arbeiterschicht, waren Fischer oder in der Landwirtschaft als Hilfsarbeiter beschäftigt (sogenannte „Losmänner“).⁴⁴

Zwischenkriegszeit

Während des Ersten Weltkriegs kam es zur Plünderung der Anstalt mit Zerstörung aller medizinischer Geräte durch russische Truppen. Bei der Besetzung des Memellandes 1923⁴⁵ durch litauische Truppen kam es abermals zu Schäden am Haus (87 Gewehrschuss-einschläge wurden gezählt).⁴⁶ Das in Mitleidenschaft gezogene Lepraheim konnte trotz dieser „Zwischenfälle“ weiterbetrieben werden. Es stand fortan unter litauischer Verwaltung. Die Patienten aus der deutschen Zeit durften im Memeler Heim bleiben, ebenso das deutsche Personal: Die „Königsberger Diakonie der Barmherzigkeit“ betrieb das Leprosorium mit zwei nach Litauen abgeordneten Schwestern weiterhin.⁴⁷ Nach der Abtrennung des Memellandes gab es im restlichen Deutschen Reich keine weiteren Leprafälle, so dass keine weiteren Leprosorien errichtet wurden.⁴⁸

Nach dem Ersten Weltkrieg kamen 18 neue litauische Patient*innen ins Lepraheim.⁴⁹ Im Jahr 1934 waren allerdings nur noch sieben Betten belegt. Viele waren verstorben. Zur letzten Neuaufnahme kam es im Jahr 1938.⁵⁰

Mit der durch den deutschen Außenminister Joachim von Ribbentrop (1893–1946) erzwungenen Wiedereingliederung des Memellandes ins Deutsche Reich am 22. März 1939 kam das Lepraheim (bis 1945) wieder in die Obhut der preußischen Medizinalverwaltung.

*Die letzten Patient*innen*

Kurt Schneider (1942) stellt in einem Aufsatz in einem Band der Reihe „Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Volksgesundheitsdienstes“ die Fälle der letzten Leprösen, die im Lepraheim lebten, ausführlich dar. Er gibt in seinem Bericht sogar eine Namenliste aller je in Memel behandelten Leprakranken tabellarisch wieder (nach der heutigen Bewertung des Patientengeheimnisses unvorstellbar).⁵¹ Diese Quelle erlaubt es, über einige Kurzbiografien der letzten Patient*innen zu berichten:

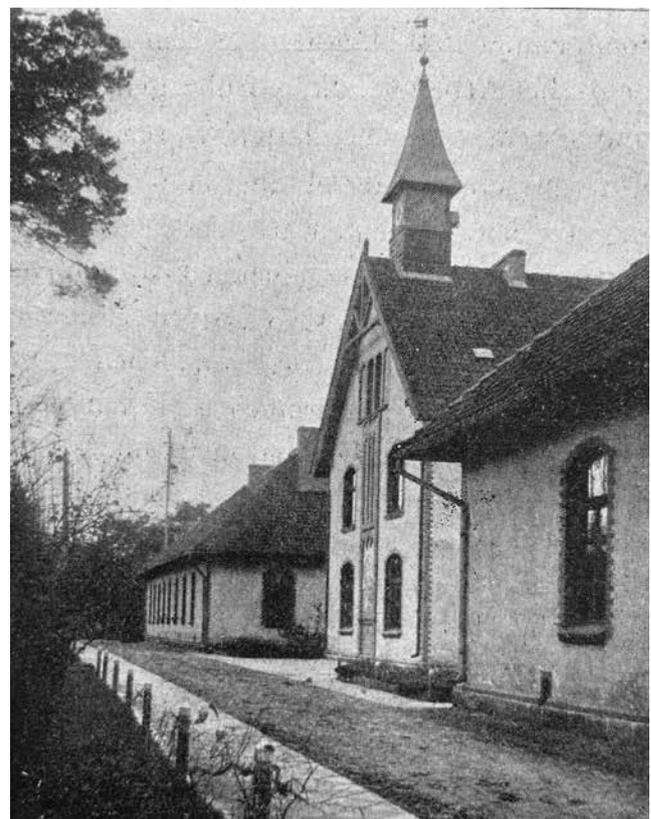
Anna (geb. 1871), Arbeiterin, Kreis Memel. Sie lebte seit 1909 im Lepraheim und war kurz zuvor erkrankt (vermutlich Ansteckung durch die Mutter, die ebenfalls Patientin im Lepraheim war). Bei ihrer Aufnahme litt Anna unter Flecken an den Armen, neuralgischen Schmerzen und Parästhesien in den Füßen. Die Krankheit verschlechterte sich viele Jahre lang nicht. Der psychische Zustand war 1942 gut, offenbar eine leichte Form.⁵²

Marie (geb. 1873), Landarbeiter-Ehefrau, Kreis Memel, hat sich bei einem leprösen Vetter infiziert. Aufnahme ins Lepraheim 1914 wegen Knötchenbildung an den Ohren und Wangen; Nachweise von Leprabazillen. 1942 fehlten Augenbrauen und Wimpern, Konjunktivismus beidseitig, Tränenröufen, verdickte Nase, herabgesetzte Sensibilität.⁵³

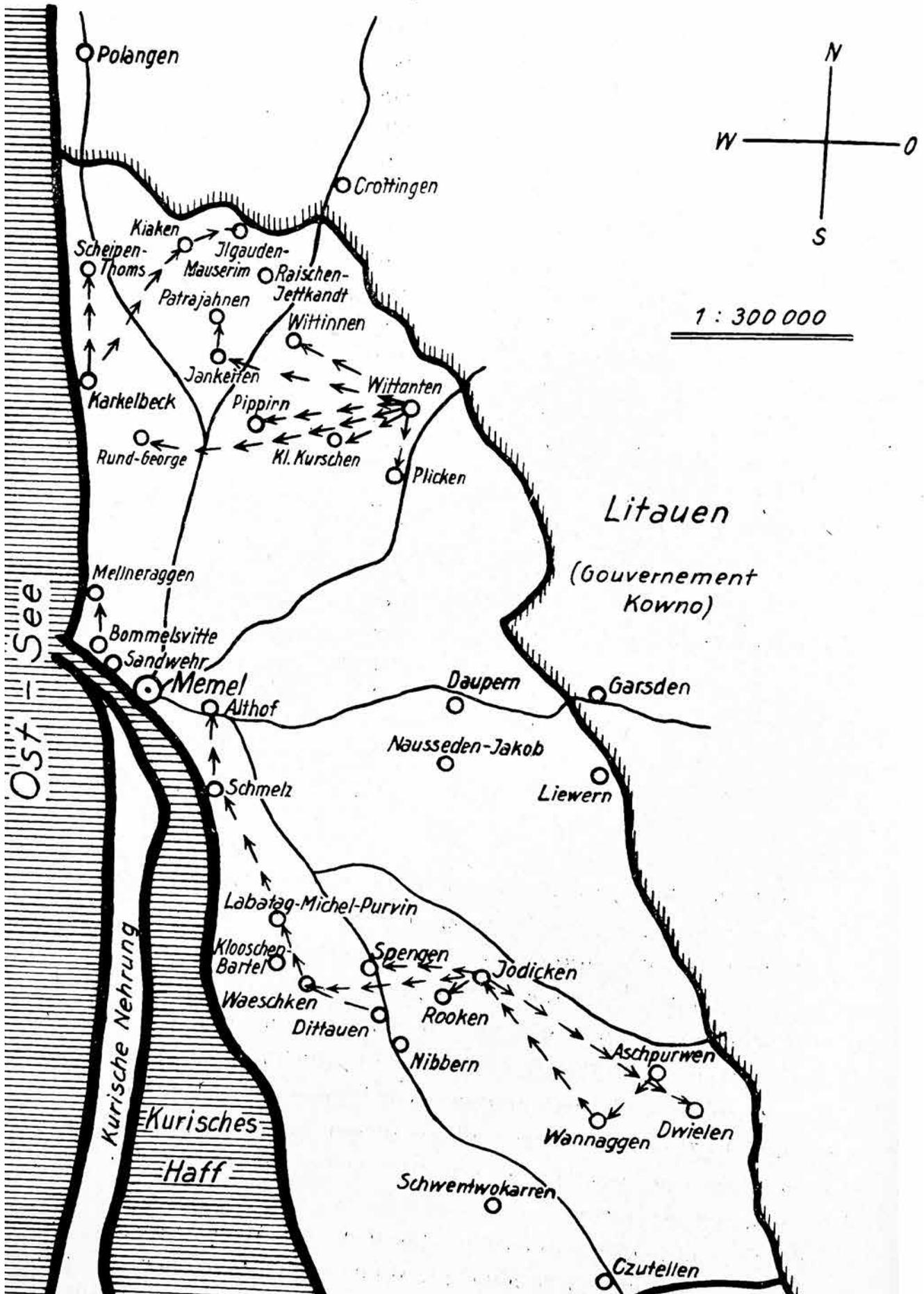
Karl (eigentlich Carl Grimmeisen, geb. 1886), Sohn eines Kaffeeplantagenbesitzers aus São Paulo. Der Vater ging aus der Pfalz 1873 nach Brasilien, war zunächst beim Eisenbahnbau tätig, eröffnete dann eine Kaffeeplantage. Die Familie bezog 1890 ein Haus, dessen Vorbesitzer an Lepra verstorben war, und hatte viel Kontakt mit Leprösen des Ortes und vermutlich auch mit leprakranken Hausangestellten. Der Vater erkrankte um 1899. Die Familie zog 1901 deshalb zurück in die Pfalz. Zunächst war Karl schmerzfrei, seine Hauterkrankung wurde von den Ärzten nicht ernst genommen, obwohl die Narben auffielen:

„Meinen Mitschülern bot die Reliefkarte, die mein Gesicht darstellte, ein dankbares Objekt für ihren gutmütigen Spott und so trugen die größeren Knoten bald die Namen schweizerischer und süddeutscher Berge wie Rigi, Pilatus und Melibokus.“⁵⁴

Karls Zustand verschlechterte sich, auch die Schwester erkrankte. Nach der schließlich gesicherten Diagnose Lepra für die ganze Familie empfahl die bayerische Regierung 1903, dass der Vater mit den beiden kranken



Außenansicht des Lepraheims, aus: Schneider (1943)



Ausbreitungswege der Lepra im Kreis Memel, aus: Schneider (1943)

Kindern in das Lepraheim Memel umziehen solle. Der Vater starb hier schwerstdepressiv 1905, die Schwester erstickte 1912 infolge lepröser Knotenbildung am Kehlkopf. Im Jahr 1942 lebte Hans, erblindet durch Hornhauttrübungen, mit starken Narben und körperlichen Missbildungen immer noch im Lepraheim. Schneider (1942) bemerkt hierzu:

„Mit einer bewundernswerten Selbstbeherrschung fand er sich mit dem Unglück seiner Erkrankung ab. Seine tiefe Innerlichkeit, Bildung, Religiosität und bejahende Lebensauffassung ließen ihn die größten körperlichen Leiden ertragen und seinen Lebensmut nicht nehmen.“⁵⁵

Hans (geb. 1898), Arbeiter, Kreis Memel: Ansteckung bei einem Vetter, der im Lepraheim lebte, aber wiederholt beurlaubt wurde und Hans oft traf. Aufnahme 1934 wegen verdickter, rötlich verfärbter Haut an der Stirn und stark herabgesetzter Sensibilität. 1942 in schwierigem psychischen Zustand (leicht erregbar, undiszipliniert und sehr gewalttätig, auch gegenüber den Krankenschwestern), Finger in beiden Händen in Krallenstellung, Geschwüre an den Händen und Füßen. Hornhauttrübung, Facialisparesie, gerötete und verdickte Gesichtshaut.⁵⁶

Johann (geb. 1864), Schweinehüter, Kreis Memel. Seine Mutter war bereits Patientin im Lepraheim (vermutlich Überträgerin), sie ist 1915 verstorben. Aufnahme 1917 wegen Hautatrophie an der Streckseite der Hände. Der Befund blieb bis 1943 unverändert, zusätzlich psychisch stark beeinträchtigt.⁵⁷

Isabella (geb. 1891), Waise aus Crottingen (lit. Kretinga), Ansteckung vermutlich 1916 im Geburtsort, in dem mehrere Kranke lebten. Aufnahme ins Lepraheim 1936 mit Facialisparesie beidseitig, Lagophthalmus, Konjunktivitis und Hornhautgeschwüren. Sehfähigkeit und Stimme stark beeinträchtigt. Verlust der Fingerglieder, mimische Starre, schwere Form der anästhetischen Lepra.⁵⁸

Petras (geb. 1882), ebenfalls aus Crottingen. Infektionsquelle war nicht zu ermitteln. Krankheitsbeginn 1930, Sensibilitätsstörungen und Muskelschwund an den Händen. Aufnahme 1933, Nachweis von Leprabazillen. Bewegungen der Arme und Hände stark beeinträchtigt, Mutationen und Krallenstellung der Finger.⁵⁹

Robert Koch (1898) hatte ursprünglich vorgesehen, die Gebäude – nach dem Tod des letzten Patienten – einer Nutzung als Kinderheilstätte zuzuführen:

„Voraussichtlich wird die Anstalt nur eine Reihe von Jahren als Leprosorium zu dienen haben. Sie würde dann, nachdem die Lepra verschwunden ist, wegen ih-

rer Lage am Seestrande sich in vortrefflicher Weise zu einem Seehospiz eignen.“⁶⁰

Doch soweit kam es nie. Das Gebäude wurde wenige Monate nach Schneiders Bericht im Oktober 1944 am Ende des Zweiten Weltkrieges geräumt und wenig später während der Kampfhandlungen zerstört. Die letzten Patient*innen waren noch vor dem Einmarsch der Roten Armee per Boot nach Königsberg in das Diakonissen-Krankenhaus gebracht worden. Nach Kriegsende konnte die Behandlung der Leprösen in der Königsberger Nervenklinik (Alte Pillauer Landstraße) fortgesetzt werden. Am längsten lebte Carl Grimmeisen. Ausreisebemühungen nach Deutschland scheiterten. Man verlegte ihn noch in ein Lepraheim im lettischen Talsen (lett. Talsi), wo er 1954 starb.

Andreas Jüttemann, Neuruppin

1 Hundeiker, M., und Brömmelhaus, H. (2007): Wie lebten Leprakranke in Deutschland um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert? Die Klapper: 15, 7-9.

2 Das Memelgebiet nahm stets eine Sonderrolle ein. Es gehörte zwar seit dem 15. Jahrhundert zu Ostpreußen, lag aber außerhalb des Heiligen Römischen Reichs. Es war nur 1848–1851 Teil des Deutschen Bundes, gehörte dann aber ab 1871 zum Deutschen Kaiserreich.

3 Gehr, E. (1940): Die Lepra im Kreise Memelland. Deutsche Medizinische Wochenschrift: 26, 715-717.

4 Pindikowski (1893), Mitteilung über eine in Deutschland bestehende Lepraendemie. Deutsche Medizinische Wochenschrift: 19, 979f, hier S. 979.

5 Blaschko, A. (1897): Die Lepra in Deutschland. In: Mitteilungen und Verhandlungen der internationalen wissenschaftlichen Lepra-Konferenz zu Berlin im October 1897. Berlin: August Hirschwald; S. 195-206.

6 Klingmüller, V. (1930): Die Lepra. In: Josef Jadassohn (Hrsg.): Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten: X, 2. Berlin: Springer; S. 25.

7 Pindikowski (1893), S. 979.

8 Blaschko (1897), S. 195.

9 Ebd., S. 196.

10 Ebd., S. 203.

11 Blaschko, A. (1915): Kann uns die Lepra in den russischen Ostseeprovinzen gefährlich werden? Deutsche Medizinische Wochenschrift: 23, 676f.

12 Klingmüller, V. (1930) Die Lepra. In: Handbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten X(2), S.1.

13 Koch, R. (1898): Die Lepra-Erkrankungen im Kreise Memel. Klinisches Jahrbuch VI, URL: <https://edoc.rki.de/bitstream/handle/176904/5225/670-680.pdf?sequence=1&isAllowed=y>; S. 670

14 Ebd., S. 671.

15 Blaschko (1915), S. 676f.

16 Klingmüller (1930), S. 2ff.

17 Blaschko (1915), S. 676f.

18 Gehr (1940), S. 716.

19 Nur je 1 Fall lebte in Memel, Scheipen-Thoms, Nausseden-Jakob, Wilkieten, Schlappschill und Ilgauen-Mauserim.

20 Blaschko, A. (1896): Die Lepra im Kreis Memel. Dermatologische Zeitschrift: III (5/6): 411-447, S. 418.

21 Tatoris, J. (1994): Senoji Klaipėda : urbanistinė raida ir architektūra iki 1939 metų, Vilnius, S. 224f.

22 Klingmüller (1930), S. 26.

23 Pindikowski, J. (1893): Mitteilung über eine in Deutschland bestehende Lepraendemie. Deutsche Medizinische Wochenschrift 19: 979f.

24 Pindikowski (1893), S. 979.

25 Pindikowski (1893), S. 980.

26 Koch (1898), S. 677, und Schneider (1943), S. 28 (436).

27 Koch (1898), S. 677.

28 Ebd., S. 679.

- 29 Blaschko (1897), S. 195ff.
 30 Tatoris (1994), S. 224f.
 31 Am Standort des Leprosoriums befinden sich heute ein Spielplatz und ein BMX-Parcours.
 32 Architekt vieler Villen und Kirchen, vor allem in Berlin, und Vater des Architekten des Berliner Olympiastadions Werner March (1894–1976).
 33 W.N. (1970): Das Lepra-Krankenhaus in Memel. Das Ostpreußenblatt (10. Oktober 1970): 41, 9; URL: http://archiv.preussische-allgemeine.de/1970/1970_10_10_41.pdf
 34 Koch (1898), S. 679. 35 Das neue Leprakrankenheim bei Memel. In: Illustrierte Zeitung. Leipzig, 17. August 1899, S. 221f.
 36 Klingmüller (1930), S. 26.
 37 Schneider (1943), S. 30 (438).
 38 Zeitzeugin (n.n.b.) – Aufzeichnung im Archiv der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V.
 39 Tatoris (1994), S. 225.
 40 zunächst Peter Urbanowicz, später Kurt Schneider.
 41 Kirvickis, Juozas (1931): Raupsuotųjų j prieglauda Klaipėdos krašte. - Medicina : laikraštis, paskirtas medicinos teorijos ir praktikos reikalams / Gydytojų sekcija prie Lietuvių mokslo draugijos, Kauno medicinos draugija: 3, 186-187. URL: <https://www.epaveldas.lt/vb-spi/biRecord.do?biExemplarId=13243&biRecordId=2899>
 42 Schneider, K. (1942): Die Geschichte der Lepra im Kreise Memel und das Lepraheim in Memel. Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Volksgesundheitsdienstes 56,6 = 485, Berlin: Schoetz, S. 30 (438).
 43 Gehr (1940), S. 716.
 44 Ebd., S. 716.
 45 Das Memelland wurde als Folge des Ersten Weltkriegs an die Sowjetrepublik Litauen abgetreten.
 46 Schneider (1942), S. 31 (439).
 47 Kirvickis (1931), S. 187.
 48 Bechler, R.G. (2009): Leprabekämpfung und Zwangsisolierung im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert: wissenschaftliche Diskussion und institutionelle Praxis. Unveröffentlichte Dissertation an der Universität Würzburg; URL: <https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/3643/file/Bechlerdoktorarbeit.pdf>
 49 Schneider (1942), S. 30 (438).
 50 Ebd., S. 30 (438).
 51 Der Memeler Amtsarzt Julius Pindikowski veröffentlichte als erster die Namen der Leprösen im Kreis Memel in einer Fachzeitschrift. Vgl. Pindikowski (1893), S. 979f.
 52 Schneider (1942), S. 32 (440).
 53 Ebd., S. 32 (440).
 54 Ebd., S. 35 (443).
 55 Ebd.
 56 Ebd., S. 33 (441).
 57 Ebd., S. 36 (444).
 58 Ebd., S. 37 (445).
 59 Ebd.
 60 Koch (1898), S. 679.

Spinalonga – die Insel der Vergessenen

Filme über die letzte Leprakolonie Europas



Ruinen auf Spinalonga

Eine winzige, nur acht Hektar große Insel unmittelbar an der östlichen Küste Kretas vor der gleichnamigen Halbinsel gelegen, mit offenem Blick auf das Kretische Meer, ein Traumziel für die Urlaubsreise nach Griechenland: Die Rede ist von Spinalonga. Man kann die Insel nur mit einer Personenfähre erreichen, doch sind alle Gebäude frei zugänglich. Der Besuch lohnt auch für den Bildungsreisenden. Auf der Insel entstand in

der Hochphase des venezianischen Handels im 16. Jahrhundert eine Festung. Sie diente hundert Jahre später als Fluchtburg der Christen von Kreta in der Zeit der osmanischen Besetzung.

Die Insel ist heute Thema der Tourismuswerbung, aber wird als „Insel der Vergessenen“ oder gar als „Insel der lebenden Toten“ beworben. Nicht die wechselvolle Geschichte der Insel ist Zentrum ihrer touristischen At-

traktion, sondern das oft genannte Gefühl des Schauers, der die Besucher erfasst, sobald sie angekommen sind, weil sie Anfang des 20. Jahrhunderts für mehr als 50 Jahre eine Gefängnisinsel der griechischen Leprakranken gewesen ist.

Es war der Roman *The Island* der englischen Autorin Victoria Hislop, der 2005 erschien und der schnell in 20 Sprachen übersetzt worden war [1], der diese zweite Geschichte des Eilands weltbekannt machte: Auf den Spuren der Vergangenheit ihrer Familie reist die Archäologin Alexis Fielding nach Kreta. Nicht weit entfernt vom Heimatdorf ihrer Mutter entdeckt sie die Insel Spinalonga. Endlich erfährt sie, welche Rolle die Insel der Vergessenen über Generationen hinweg im Leben ihrer Familie gespielt hat. Bereits wenige Jahre später produzierte das griechische Fernsehen die TV-Serie *To nisi* (IT: *The Island*, Griechenland 2010/11) in 26 Folgen nach Hislops Roman (in der Rolle der Alexis Fielding: Evgenia Dimitropoulou) [2]. Die Serie führte nicht nur zu einer enormen Steigerung der innergriechischen Bekanntheit der kretischen Insel, sondern wurde auch vielfach zum Ausgangspunkt der Allegorisierung Spinalongas als Bild der Lage Griechenlands im Europa der großen Finanzkrise zu Beginn der 2010er Jahre [3].

In der Zeit des kurzlebigen Kretischen Staats 1897–1913 war Spinalonga zur Leprakolonie umgewandelt worden. Die meist türkische Bevölkerung wurde umgesiedelt, und am 13. Oktober 1904 wurden die ersten Leprakranken auf die Insel zwangsverbracht. Erst 1957 kam es zur Schließung dieser letzten Leprakolonie Europas [4]. Seitdem war die Insel unbewohnt. Letzter Einwohner war ein Priester, der Spinalonga 1962 verließ. 1963 wurde Spinalonga dem Ministerium für Kultur und Tourismus unterstellt. Aber es dauerte Jahre, bis das Eiland sich zum Reiseziel wandelte. Erst nachdem die UNESCO 1976 der Insel den Status einer „Archäologischen Stätte“ verliehen hatte, wurde sie Teil der Tourismuswerbung, obwohl die Gebäude zu verfallen drohten. Und erst seit 1997 standen Gelder der Europäischen Union zur Konservierung und Restaurierung von Festung und anderen Gebäuden bereit. Zur „Insel der Vergessenen“ und zur Attraktion wurde Spinalonga weitere Jahre später nach dem Welterfolg von Hislops Roman [5].

Es waren sicher diffuse Vorstellungsbilder, die sich um Spinalonga versammelten. Der Tunnel, durch den Besucher in den bebauten inneren Teil der Anlage gelangten, wird noch immer „Eingang der Hölle“ oder „Dantes Tor“ genannt. Auch „Insel der Vergessenen“ ist wohl keine Erfindung Hislops, sondern ältere Bezeichnung. Die englische Mini-Serie *Who Pays the Ferryman* (Großbritannien/Griechenland 1977, William

Slater) [6], die zum Teil auf Spinalonga gedreht wurde und in der Nähe spielt, enthält schon im Titel den Hinweis auf den Fährmann Charon, der in der griechischen Mythologie in der Unterwelt die Toten über den Fluss Acheron bringt und hierfür Geld fordert. Die Insel ist auch hier von Schatten des Vergangenen umhüllt. In einer Schlüsselszene, als sich das protagonale Paar der Insel im Boot nähert, schaudert die Frau, als sie zwei Falken entdeckt, die über dem Kastell kreisen. Er versucht sie zu beruhigen, das sei bloß eine alte Leprakolonie. Doch sie entgegnet: „Es ist ein Platz des Todes.“ Ihr Schauer ist eine Reaktion des Ekels und der Abwehr, aber auch ein Versuch, sich gegen den Schauderanlass abzuschirmen, eine Reaktion, mit der Spinalonga bis heute belegt ist.

Erst in jüngster Zeit begann eine filmische Aufarbeitung der Zeit, als die Insel Leprakolonie war. Alle Filme – mit zwei Ausnahmen! – entstanden nach der Schließung der Kolonie. Sie dokumentieren das Leben auf der Insel aus zweiter Hand. Historische Dokumentation steht immer vor dem Problem des Wie der Annäherung, der Haltung dem Vergangenen gegenüber. Und immer umfasst sie eine Selbstbestimmung des erzählenden Ich, ist lesbar als Ausdruck der subjektiven Bestimmung eines Verhältnisses von Heute und Gestern, von Hier und Dort. Das Vergangene ist noch greifbar in den Gebäuden, vielleicht in Objekten, die inzwischen museal geworden sind, und in Photographien, die Momentausschnitte aus vergangener Lebenswirklichkeit aufbewahren, die aber niemals das Alltagsleben als Praxis der Lebenden wiedergeben können. Das Wie der Bewegung auf den Gegenstand zu ist immer problematisch, weil es auf Reflexion beruht und Werturteile umfasst.

Auch die Wege, die so faszinierende Vergangenheit Spinalongas für die Betrachter der Filme zu erschließen, sie ihm nahezubringen, sind sehr verschieden. Im folgenden werden einige Filme vorzustellen sein, die die Insel heutigem Publikum präsentieren und dies auf denkbar verschiedene Weise tun:

- als informativer und dennoch spannender Film über die Geheimnisse eines beliebten Ortes touristischen Vergnügens,
- als Versuch, über die Möglichkeit der Geschichtserinnerung selbst nachzudenken,
- als theatralischer Versuch, die Leprakolonie in den weiten Horizont abendländischer Kunst einzugliedern,
- und schließlich als voyeuristische Besichtigung, die die Leprösen wie die Ausstellungsstücke einer Freakshow behandelt. Gerade dieses letzte Beispiel führt zurück in die Schaurigkeit, die dem Ort beigegeben ist und in seinen Nutzungen als touristisches Spektakel bis heute so wichtig ist.

Ein erstes Beispiel sei hier der aktuelle 60-Minüter *A Nation Torn Apart* (Die Leprakolonie, Großbritannien 2020, Annie Mackinder, Luke Wales, Tom Williams) aus der TV-Reihe *Abandoned Engineering* (Lost Places, Staffel 5, Folge 5). Der Film besteht aus drei Teilen, einer von ihnen stellt die griechische Leprainsel vor [7]. Der Film (in der deutschen Fassung) beginnt in einer Vortitel-Sequenz mit einem schnellen Rundflug um die ins Meer hineingebaute Festungsanlage.

Ein reißerischer Moderator tönt, dass er vielleicht herausfinden könne, welches Geheimnis diese Festung berge – und ist schon auf der Insel. Festungsanlage? Gefängnis? Auch der letzte Teil des Films greift auf die Pseudoneugier des initialen Moderators zurück, der das Betreten der Insel wie einen Schritt in unerforschtes Land inszeniert, als Abenteurerspaziergang. Ein Ort mit einem Geheimnis. Die Regierung habe vertuschen wollen, was hier gewesen ist. Mit zwei Sätzen wird etwas über die Gründung durch die Venezianer gesagt. Dann bereits: die Internierung der Leprakranken als Mittel, die türkische Bevölkerung zu vertreiben. Eingeflochten sind erste historische Photographien deformierter lepröser Gesichter [8]. Ein Augenzeuge tritt auf, ein alter Mann, der gar nicht schnell genug von der Insel herunterkommen konnte, als er sie 1968 zum



Épaminóndas Rémondákis, um 1970

ersten Mal betrat. Es ist der Soziologe und Ethnologe Maurice Born, der Épaminóndas Rémondákis, einen der früheren Bewohner, kennenlernte, von dem er von der Geschichte der Insel erfuhr. Er recherchierte die bis dahin geheim gehaltene Geschichte Spinalongas und publizierte darüber [9]. Alle Dokumente über die Leprageschichte der Insel wurden in den 1980er Jahren vernichtet. Auch die Gebäude, die in den 1930ern und 1940ern entstanden, sind heute zerstört. Die Vermutung, dass die griechische Regierung versucht habe, ein lokales Stück Geschichte zu vertuschen, beförderte allerdings die Attraktivität der Insel, die heute zu den meistbesuchten historischen Stätten Kretas zählt.

Die Versatzstücke der Spannungserzeugung liegen auf der Hand: Eine wunderschöne Insel zeigen; auf die Gründung im 16. Jahrhundert hinweisen; ein Geheimnis vermuten; unbekanntes (und vielleicht verbotenes) Land betreten; eine Geschichte böswilligen Verschweigens aufdecken; eine politische Verschwörung vermuten. Dass der ca. 20-minütige Teil-Film primär den Schauer dramatisiert, der so essentiell zum Wissen um Spinalonga gehört, auch das ist offensichtlich.

Einen völlig anderen Weg, die Geschichte Spinalongas nicht nur in ästhetische Form zu bringen, sondern auch zu reflektieren, geht Werner Herzogs 13-minütiger Film *Letzte Worte* (BRD 1968) [10]. Sein Motto ist dem Film als Schrifttafel vorangestellt: „Sie sagen: ich soll nein sagen; aber ich sage nicht einmal das. Das ist mein letztes Wort.“ Der Protagonist des Films ist ein mysteriöser alter Mann, der offenbar jahrelang auf einer einsamen Insel gelebt hat (Spinalonga?), bevor ihn die Regierung zwang, aufs Festland zu ziehen. Zwei Polizeibeamte haben ihn eines Tages „ins ordentliche Leben“ geholt, wie sie bereitwillig erzählen – allerdings sind sie als theaterhaftes Tableau nebeneinander aufgestellt, die Kamera direkt adressierend, und sie wiederholen ihre Aussage (manchmal auf Anweisung der Regie) viele Male.

Wiederholung ist das dominante Strukturprinzip des Films. Nur wenige Informationen über die Geschichte der Insel, von der einige Bilder leere Orte, zerfallene Häuser, sogar Haufen von Totenschädeln zeigen. Schon die beiden Polizisten, die wie eingefrorene Slapstickfiguren inszeniert sind, aber auch die repetierten Aussagen anderer Figuren, signalisieren durch die Unsagbarkeit und Unerzählbarkeit ihres Wissens und ihrer Erinnerungen, dass es nicht möglich ist, das Vergangene als Erinnerungserzählung wiederherzustellen. Das Repetitive wandert als Struktur auch in die Musik ein: Der alte Protagonist verdient sein Geld heute als Musiker – er spielt die kretische Lyra – in einer Straßenkneipe. Er ist als Letzter im Bild, wiederholt seinerseits vielfach: „Ich sage nichts. Ich sage nichts

..., überhaupt nichts. Ich rede einfach nicht. Nein, ich sage nichts. Ich sag's Ihnen noch einmal: das ist mein letztes Wort.“

Der Film ist manchmal als surrealistisch anmutende, an die Grenzen des Absurden reichende Miniatur über Sprachlosigkeit angesehen worden, aber auch als Plädoyer für das Recht, das private Geheimnis zu bewahren und es nicht durch das Erzählen zu entschärfen [11]. Die Entschiedenheit, das Sprechen zu verweigern, mag darauf hindeuten, dass es die Erfahrung des Schreckens selbst ist, der bewahrt werden soll, als eine Extremform der Traumabewahrung und gerade nicht ihrer -bewältigung. Das Trauma bleibt das Private, es wird nicht verfügbar gemacht. So wird es auch gegen die Sensationalisierung und Kommerzialisierung immunisiert, deren Objekt Spinalonga geworden ist [12].

Eine Ästhetisierung ganz anderer Art verfolgt Apokopos i Spinalonga (Griechenland 2018, Takis Sakellariou). Es handelt sich um eine sinfonische Dichtung für zwei Stimmen und ein Ensemble klassischer und traditioneller griechischer Instrumente (komponiert von Nikos Xydakis), unterbrochen von Sprechereinsätzen (u.a. eine Katabasis to Adis [„Das Land der Toten“] aus dem Munde eines Spinalonga-Patienten), basierend auf den autobiographischen Dokumenten Épaminóndas Rémondákis, dem Orpheus-und-Eurydike-Mythos (der genau im Übergang von der Welt der Lebenden in die der Toten angesiedelt ist) und dem kretischen Gedicht Apokopos tou Bergadi aus dem Jahr 1509. Das Stück wurde auf der Insel selbst aufgeführt, als Hilfskonzert für die Insel und gleichzeitig als Versuch, einen Bogen von der Leprageschichte der Insel in die Welt der großen mythologischen Geschichten der griechischen Antike und gleichzeitig in die lokale Kunstgeschichte Kretas zu spannen.

Ein älteres Beispiel, in dem ähnlich versucht wird, durch ästhetische Konstruktion der Position des Zuschauers einen Zugang zu den Leprakranken von Spinalonga zu schaffen, ist Jean-Daniel Pollet fast experimentell anmutender 44-Minüter L'Ordre (Frankreich 1973, in Zusammenarbeit mit Malo Aguetant und Maurice Born). Weitestgehend gestützt auf die autobiographische Erzählung des schon erwähnten Épaminóndas Rémondákis, der für die Vertretung der Rechte der Kranken so wichtig gewesen war und selbst seit 1935 auf der Insel zu leben gezwungen war. Das Thema des Films ist das Recht eines jeden – unabhängig von individuellen Erkrankungen – auf Liebe, sozialen Zusammenhalt, Freundschaft und Tod. Der Film wurde von der Pharmafirma Sandoz finanziert, wohl als Werbemaßnahme für ein neues Medikament [13]. Insofern ist der Versuch, den Blick des Films „mit den Augen“ der unzugänglichen Realität der Kolonie filmisch zu

rekonstruieren, auch ein Versuch, eine Solidarität der Zuschauer mit den Leprösen zu erreichen, eine Solidarität, die auf einem Fundament ruht, das tief in das moralische Ich eingreifen muss, auch weil der Blick auf die Gesichter der Kranken verstörend bleibt. Der Film versucht nicht, diese Irritation zu verbergen, sondern konfrontiert den Zuschauer immer wieder mit Großaufnahmen, als wolle er den Betrachter aus der moralischen Sym- und Empathie heraustreiben, um diese aber um so klarer fassbar zu machen [14].

Schauder und Schauwert, Abwehr und Faszination sind Affekte, die nahe beieinander liegen und in manchen Ausstellungsformaten Teil eines grotesken Jahrmarktsvergnügens geworden sind. Die siamesischen Zwillinge, die bärtige Frau, der Elefantenmensch, die Frau ohne Unterleib, Zwerge – es sind „Launen der Natur“, eine Bezeichnung, die als Freakshow ins Deutsche eingewandert ist. Die beschämende Faszination an den leprösen Verunstaltungen des Gesichts: davon war schon mehrfach die Rede. Kein Film über Lepra kann sich von diesem Faszinosum lösen, wenn man nicht auf das Zeigen als kommunikativer Grundhandlung des Films verzichten will. Signifikanterweise sind es die Gesichter und nicht die Körper- und Rumpfteile, die die Zuwendung auslösen. Und die, wie wohl jede Wahrnehmung eines anderen, zweiseitig ist, als Annäherung an die Person und Abschätzung als soziales Gegenüber einerseits und als Simulation des Anderen, als eine Art gespiegeltes Ich andererseits. Das überschminkte Gesicht, das verschmutzte Gesicht (an einem Ort, an dem man sauber zu sein hat), die Brand- oder Pockennarben: lauter Eindrücke, in die Selbstwahrnehmungen eingehen. Das Fremde, das Übertriebene, das Deformierte: sie lösen Neugierde aus. Und auch wenn es nicht ziemlich ist, hinzugucken – die Zuwendung erfolgt fast unkontrolliert, die Macht des deformierten Blickobjekts setzt alle Blickkontrolle aus. Manchmal ist es für den so unziemlich Blickenden besser, wenn er in sicherem Abstand ist, im Zoo, im Panoptikum, in der Peep-Show oder in der Freakshow. Anatomische Museen leben ebenfalls von dieser heimlichen Faszination am Abnormalen und am Verbotenen, und auch die Photographie und mehr noch der Film zehren von der Sicherheit, die die Zuschauer von den Betrachteten scheidet. Der Abgebildete kann sich nicht wehren, und die Frage, ob es statthaft ist, ein Bild zu machen, ist keine, die der Zuschauer beantworten muss [15].

Gewissermaßen ist auch der „Freak“ durch das Blickverbot geschützt. Aber der Film über Freaks ist immer der Gefahr ausgesetzt, dass er die Haltung des Voyeurs annimmt, der ungeniert das Gebot, mit seinen Blicken sorgsam umzugehen, missachtet, gewissermaßen zum „Glötzer“ wird. Von den frühen Filmen wirkt schon

der allererste, in dem Spinalonga auftaucht, heute wie eine Zoobesichtigung. Es handelt sich um das zweieinhalbminütige Nachrichtenfilm-Schnipsel *L'isle de Spinalonga et ses lépreux*, das Mihaly Katanoty und Charles Nicolle 1922 für die französische Pathé-Wochenschau aufgenommen hatten. Der Film ist vom vorüberfahrenden Schiff aus aufgenommen und besteht aus einer nicht weiter geordneten Folge von Großaufnahmen Leprakranker und langsamen Schwenks über Menschengruppen hinweg, die vom Schiff aus zu sehen sind. Weder Kommentare noch Schrifttafeln kontextualisieren die Bilder – sie wirken wie heimliche Aufnahmen in einem verbotenen Terrain.

Auch der 27-minütige Reise- und Informationsfilm *En Crète sans les Dieux* (Frankreich 1935) von Roger Leenhardt und René Zuber nähert sich der Insel vom Schiff aus. Zunächst kann man nur leere Gebäude sehen, dann entdeckt die Kamera in Mauerdurchbrüchen erste Bewohner. Eine Gruppe steht am Anleger, und in die sanft in der Bewegung des vorübergleitenden Schiffes eingestimmte Vorüberfahrt in einer weiten Aufnahme ist wie ein Schockbild ein Porträt eines leprösen Gesichts eingeschnitten. Die etwa dreiminütige Szene endet mit der Aufnahme eines Kreuzes und einem Aufschwenk auf ein ganzes Feld von Gräbern. Unmittelbar angeschlossen sind Aufnahmen von Touristen, die den Palast des Minos besichtigen [16]. Auch hier: Bilder aus sicherer Entfernung, ohne Begegnung mit den Bewohnern der Insel, ohne weitere Informationen. Bilder aus der heute naiv anmutenden Annahme, Filme könnten das Reale ungefiltert festhalten und zugänglich machen.

Es waren die Diskussionen, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Kontext des italienischen Neorealismus geführt wurden, die auch zur Etablierung eines neuen Ausgangspunkts für den Spinalonga-Film führten: Der Film *To nisi tis siopis* (IT: *Spinalonga: The Island of Silence*, Griechenland 1958) der jungen Regisseurin Lila Kourkoulakou gilt als ein wichtiger Beitrag zum griechischen Neorealismus. Er folgt vielen der programmatischen Vorgaben der Italiener – Dreh on location, Beteiligung von Laien als Darstellern, Behandlung aktueller sozialer und politischer Probleme, Einsatz dokumentarischer Mittel. Der Film ist ein Drama um den Kampf einiger junger idealistischer Ärzte gegen Lepra. Stathis Chtenas (gespielt von Giorgos Kabanellis) ist zunächst allein, und er bemerkt, dass ihm das Bemühen um die Kranken zu nahe kommt. Er will die Insel verlassen, aber dazu kommt es nicht, als die junge Assistenzärztin Angela (Nina Sgouridou) seine Mitarbeiterin wird. Aus ihnen wird ein Paar, die Bemühung, beim Gesundheitsministerium die Aufhebung des lagergefängnisartigen Leprosorienstatus der Insel zu bewirken, ihr gemeinsames Arbeits- und Lebensthema. Dem Film ist der sensationslüsterne, voyeurische Blick

der früheren Filme fremd. Die Photographie ist oft lyrisch geführt, den Kontrast zwischen der Schönheit der Insel und ihrem Gefängnischarakter akzentuierend. Auch das Schauspiel ist zurückgenommen, ein im Melodram der Zeit übliches *over acting* vermieden. Manche Szenen grenzen an das Grotteske, wenn etwa ein Waisenjunge versucht, sich direkt an einer Ziege zu säugen. Dieser Film entstand um die Schließung der Leprakolonie. Dass er dazu beigetragen hat, wird zwar in einigen Kritiken behauptet, ist aber anhand der zugänglichen Quellen nicht zu bestätigen.

Das Dutzend der Filme, die auf Spinalonga entstanden und die Geschichte der Insel als Lepragefängnis thematisieren (die Liste lässt sich um Reisefilme, aber auch um Reise-Werbefilme verlängern), ist blind gegenüber der Geschichte des gesellschaftlichen Umgangs mit der Lepra. Die Filme verschweigen, dass diese Geschichte zu einer Jahrhunderte überspannenden sozialpolitischen Strategie der institutionalisierten Ausgrenzung der geistig und körperlich Behinderten, der psychisch Kranken, der Menschen mit körperlichen Missbildungen gehört, die im Außen der Alltagswelten der „Normalen“ lokalisiert worden sind. Oft genug wurden sie radikal interniert, sogar gefangen gehalten. Michel Foucaults Überlegungen zu den Einrichtungen der Strafe und der Psychiatrie blättern diese Konzept-Geschichte zur Genüge auf [17]. Der Blick auf die Geschichte der Ausgrenzungen zeigt auch ihre politische Dimension – als staatlich geleitete, konsequente Desintegration und Entmündigung vieler [18].

Es ist vor allem eine Geschichte der Haltungen, in denen der Krankheit und den Kranken im Verlauf des 20. Jahrhunderts begegnet wurde. Ausgehend von einem voyeuristischen Verhältnis, das man heute dem Elendstourismus (heute auch im Deutschen: *slumming*) zur Seite stellen und in die Tradition der Freakshow eingliedern möchte, schließt sich eine Melodramatisierung an, oft erzählt als Entdeckungsreisen der Protagonisten in ihre Familiengeschichten. Es sind nicht die Leprakranken der aktuellen Geschichte, sondern die aus der Vergangenheit der Insel. Und für Melodramen wie die Serie *To nisi* (2010/11) bleibt der lepröse Körper in der Distanz. Die identifikatorischen oder empathisierenden Energien bleiben in den Figuren des Jetzt verankert, bei aller Empörung, die die unsägliche Behandlung der Kranken während der Leprageschichte der Insel auch hervorrufen mag.

Immer geht es um die Regulierung der Distanz, weil sie darüber entscheidet, ob der Kranke als Subjekt oder Objekt konstituiert wird. Distanz gleich in mehrfacher Weise: Erkenntnistheoretisch, weil es um die Begründung des Blicks und insbesondere des Blicks auf den Anderen geht; sozial, weil man diesen so irritierend anderen Anderen als einen konstituieren kann, der im

Außen der menschlichen Gemeinschaft oder in ihrem Inneren verortet ist; und ästhetisch, weil die Frage, wie man das in künstlerische Arbeit umsetzen kann, was anderen zugestoßen ist und angetan wurde (eine Problematik, die angesichts der Shoah seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs diskutiert wird).

Ist es heuchlerisch, nach dem, was wir über Spinalonga und die Geschichte der Ausgrenzung der Lepra wissen, einen Film darüber zu machen? Die Antwort ist kompliziert, weil sie auf dem Nachdenken der Filmmacher über die eigene Beziehung und die des Films zum Dargestellten beruhen muss, auf ästhetischer und politischer Reflexion gleichermaßen. Den Blick der Anderen, den view from inside jener anderen Welt nachzuzeichnen: Diesen Schritt hat keiner der Filme vollzogen. Aber der naiv-voyeuristische Blick der Filme der Frühzeit ist verloren gegangen. Immerhin.

Hans J. Wulff, Westerkappeln

[1] Hislop, Victoria: *The Island* (London: Headline Book Publishing 2005); dt.: *Insel der Vergessenen* (aus dem Englischen von Angelika Felenda). München: Diana-Verlag 2007.

[2] Vgl. dazu Vamvakas, Vassilis: „Modernizing Tradition: Love, Friendship, Family and De-Urbanization in Greek TV Fiction (1993–2018)“, in: *Filmicon. Journal of Greek Film Studies* 6, 2019, S. 17–39, hier bes. S. 29f.

[3] Vgl. etwa Wills, David: „Reinventing Paradise. The Greek Crisis and Contemporary British Travel Narratives“, in: *Byzantine and Modern Greek Studies* 39,2, 2015, S. 286–301.

[4] Zur Geschichte der Kolonie vgl. Zorbas, Victor: *Spinalonga. Isle of the Damned* (Nikolaos [Kreta]: VZ Pub. 1999), Bourbou, Chryssi: „The leprosarium of Spinalonga (1903–1957) in Eastern Crete“, in: *Eres. Arqueologia/Bioantropologia* 14, 2006, S. 121–136, sowie Karamanou, Marianna / Antoniou, Christina / Kyriakis, Kyriakos P. / Androutsos, Georges: „L'île des lépreux. Spinalonga“, in: *La Presse Médicale* 42,11, Nov. 2013, S. 1526–1529. Die Geschichte der Isolation von Leprakranken beginnt in Altertum und Mittelalter. Frühe Versorgung übernahmen Mönche, so weist auch die alte Bezeichnung lazaretto auf die Figur des biblischen Lazarus zurück. Weil Lepra als Zeichen der Sünde interpretiert wurde, ist das deutsche „Aussätziger“ klare Benennung der praktischen Implikationen (die sich aus dem alttestamentarischen Levitikus 13,46 ableiten). Erst im 20. Jahrhundert änderte sich die Haltung der innergesellschaftlichen Ausgrenzung der Kranken. Zur Geschichte der Lepra vgl. immer noch den Ausstellungskatalog *Aussatz, Lepra, Hansen-Krankheit: Ein Menschheitsproblem im Wandel*, hrsg. v. Jörn Henning Wolf und Christa Habrich. Ingolstadt: Deutsches Aussätzigen-Hilfswerk 1986.

[5] Es folgten die Kataloge Darby, Beryl: *Spinalonga. Die Lepra-Insel* (Athen: Efstathiadis Group 1984) und *Spinalonga. The Island of Suffering, Faith and Hope* (Neapolis [Kreta]: Holy Metropolis of Petra and Cherronisos 2011) oder der Roman von Azoros, Nike: *The Eagle of Spinalonga* (n.l.: Wisdom Workshops Publication [2012]) über die Rolle der Insel in der griechischen Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besetzung im Zweiten Weltkrieg.

[6] Die Serie besteht aus 8 Folgen à 50 min. In der BRD ist sie nie gelaufen. Die bis heute populäre, von Yannis Markopoulos komponierte Titelmusik der Serie stand Ende 1977 und Anfang 1978 sogar in der englischen Chart-Liste.

[7] Die anderen Teile handeln von einer Baumwollmühle in den USA als Zeugnis der Sklavenwirtschaft und von einem Kriegsschiff vor der Küste Portlands in England. Dass in der deutschen Fassung *Spinalonga* sogar in den Rang des Titels erhoben wurde, mag die Popularität der Insel in der BRD bezeugen.

[8] Ich werde auf die Ikonographien der Leprösenbilder hier nicht weiter eingehen; vgl. Geiges, Michael L. / Burg, Günter]: „Bildhaftes in der Dermatologie“, in: *Aktuelle Dermatologie* 31, 2005, S. 67–78, über Moulagen, Zeichnungen und Photographien als Quellen und Mittel dermatologischer Forschung. Vgl. auch den Bildband von Vogt, Helmut: *Das Bild des Kranken. Die Darstellung äußerer Veränderungen durch innere Leiden und ihrer Heilmaßnahmen von der Renaissance bis in unsere Zeit* (2. Aufl. München: J.F. Bergmann 1980, bes. S. 87–99). Zum allgemeinen Problem der Ethik

der photographischen Abbildung Behinderter vgl. Regener, Susanne: „Fotografien-wider-Willen: Psychiatrische Bilder und Vor-Bilder vom Anderen im 20. Jahrhundert“, in: *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur*. Hrsg. v. Beate Ochsner und Anna Grebe. Bielefeld: Transcript 2013, S. 211–226.

[9] Vgl. insbesondere Born, Maurice: *L'île aux lépreux* (Paris: Grasset 1979 [Histoires de vie]) und Remoundákis, Épaminondas: *Vies et morts d'un Crétois lépreux* (transcrit et traduit du grec d'après le récit d'Épaminondas Remoundakis par Maurice Born et Marianne Gabriel. Suivi de Archéologie d'une arrogance [par Maurice Born]). Toulouse: Anacharsis, DL 2015 [Collection Famagouste]. Remoundakis war 1937 der Gründer der „Bruderschaft der Kranken“, die sich um eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Bewohner bemühte. Born ist auch die Erzählerfigur des 17-Minütens *Two Stories of Spinalonga* (Großbritannien 2019, Daniel Quintanilla), der die Aussatz-Geschichte erzählt (unterstützt von wenigen Photographien); im Gegenschnitt werden Touristen gezeigt, die das Eiland erwandern. – Zu Épaminondas Remoundákis auch Knust, Bettina: *Dem Vergessen entrissen. Epaminondas Remoundakis, ein Leprakranker auf Kreta (1912–1978)*, in: *die Klapper* 24, 2016, S. 7–13.

[10] Der Film entstand während der Dreharbeiten zu Herzogs *Lebenszeichen* (BRD 1968) als 35mm-Film in nur zwei Tagen. Die Montage (Beate Mainka) war nach nur einem Tag abgeschlossen.“

[11] Vgl. die kurze Bemerkung von Kraft Wetzel, in: Werner Herzog. München: Hanser 1979, S. 93 [Reihe Film, 22]. Vgl. auch Wahl, Chris: „Der Zirkelschluss als einzig mögliche Form der Existenz. Werner Herzogs ‚neue‘ Bilder“, in: Werner Herzog. *An den Grenzen*. Hrsg. v. Kristina Jaspers und Rüdiger Zill. Berlin: Bertz + Fischer 2015, S. 13–26, hier S. 20. Die Verweigerung der Sprache ist im übrigen ein Tiefthema der Herzog-Filme bis heute geblieben.

[12] Den geradezu umgekehrten Weg, die private Traumatisierung ganz zum Ausgangspunkt der Erzählung zu machen, geht Costas Athousakis in seinem 20-Minüter *Spinalonga* (Griechenland 2007). Er erzählt in wiederkehrenden Schleifen von einem Albtraum, der ein Erlebnis aus der Kindheit repetitiert: die gewaltsame und erzwungene Trennung des Kindes von der leprosen Mutter.

[13] Vgl. zum Film Faroult, David: „Cinéma: connaissances, croyances et idéologies. Transformations du cinéma, transformations des spectateurs: ce que peut le cinéma“, in: *Entrelacs. Cinéma et audiovisuel* 5, 2005, 21–37, hier Abs. 46 der Online-Fassung.

[14] Die Überlegung lässt sich leicht mit der ästhetisch-kritischen Position des Films verbinden, der auch als ein Manifest gegen das seinerzeit in Griechenland herrschende faschistische Militärregime gerichtet war. Vgl. dazu das von Philippe Sollers, Mouloud Boukala, Charles Gardou geführte Interview mit Pollet: „La divine perception“, in: *Reliance*, 3 [=25], 2007, S. 25–33.

[15] Die Problematik ist thematisiert worden. Das bis heute berühmteste Beispiel ist *Freaks* (Freaks – Missgestaltete, USA 1932, Tod Browning). Es sollten aber auch Filme Werner Herzogs – wie *Auch Zwerge haben klein angefangen* [BRD 1970], *Behinderte Zukunft* [BRD 1971] oder der oben schon erwähnte Kurzfilm *Letzte Worte* – erwähnt werden, die die Problematik mehrfach aufgegriffen haben.

[16] Der Film liegt inzwischen in einer restaurierten Fassung vor. Die sinfonisch-breite Musik stammt von Maurice Jaubert. Vgl. zum Film *Moulinier, G[eorges] (?)*: „En Crète sans les dieux“, in: *La Terre et la vie. Revue d'histoire naturelle* 5, 1935, S. 271–276.

[17] Man denke sowohl an *Histoire de la folie à l'âge classique: Folie et déraison* (Paris: Plon 1961; dt.: 1969) wie auch an *Surveiller et punir: Naissance de la prison* (Paris: Gallimard 1975; dt. 1976). Erinnerung sei an dieser Stelle auch an Szenen aus historischen Filmen, die in Leprakolonien spielen. Eine der bekanntesten ist der Besuch des Titelhelden in *Ben-Hur* (Ben Hur, USA 1959, William Wyler), der auf der Suche nach Mutter und Schwester das „Tal der Aussätzigen“ betritt; in *Der Tiger von Eschnapur* (BRD/Frankreich/Italien 1959, Fritz Lang) sind die Leprakranken sogar in einer Höhle unter dem Palast des Maharadschas eingekerkert. Sie werden, wie in neueren Kritiken festgehalten wird, wie eine Horde von untoten Zombies inszeniert.

[18] So sehr auch die filmischen Beispiele Foucaults These belegen, dass es in der Kulturgeschichte um Ausgrenzung und Kasernierung der Spielarten gesellschaftlicher Abweichung und vieler Formen des Andersseins ging, so ist der Gegeneffekt, der gerade in den Leprakolonien eintrat, nicht thematisiert worden. Es war gerade die mangelhafte Betreuung und Versorgung der Internierten, die sie dazu zwang, oft zusammen mit Familienangehörigen eigene kommunale Organisationsstrukturen zu entwickeln und in Kraft zu setzen. Aus dem Leprosorium entstand so eine Sozialwelt im Kleinen, was sich an der Geschichte *Spinalongas* zeigen ließe. Vgl. dazu etwa Schulz-Nieswandt, Frank: „Die Kommune als vernetzter Sozialraum des gelingenden sozialen Miteinanders“, in: *Kölner Beiträge zum Internationalen Jahr der Genossenschaften / 2012*. Hrsg. v. Hans Jürgen Rösner und Frank Schulz-Nieswandt. Berlin/Münster: Lit 2013, S. 21–42, hier bes. S. 33, oder ein Kapitel in seinem *Der Mensch als Keimträger. Hygieneangst und Hospitalisierung des normalen Wohnens im Pflegeheim*, Bielefeld: transcript 2020, hier S. 81–84.

„Jahrhundertfrauen“

Lilly Vogel und ihre Namenscousine Lily Vogel

„Es ist ein Glück für mich, dass ich selbständig alleine leben kann ...“ Lilly Vogel, 2007

Die „Jahrhundertfrau“ und Schweizerin Lilly Vogel (1918–2012) war bereits früh in der Flüchtlingsarbeit mit Jüd:innen tätig. Später arbeitete sie als Sozialarbeiterin in Köln. 1970 lernte Lilly Vogel im Senegal ein Lepardorf kennen und baute den „Freundeskreis für den Senegal“ auf, heute eine Stiftung. Nach dem Lebensmotto „Für Probleme lassen sich Lösungen finden ...“ half sie, zwei Kliniken zu gründen. Und: „Manchmal reise ich in einem Rollstuhl, den lasse ich dann in Afrika und nehme auf der Rückreise einen mit, den man in der Schweiz reparieren kann.“¹

Die Entfernung zwischen Senegals Hauptstadt Dakar und Ghanas Hauptstadt Accra beträgt auf dem Landweg 2.900 Kilometer. Eine Entdeckung von mir im Internet war die 19-jährige Lily Vogel aus Trier, die in Ghana als Rollstuhlfahrerin einen einjährigen Freiwilligendienst ausübte. Das erschien als so ungewöhnlich, dass deutschlandweit in vielen Medien darüber berichtet wurde, da Lily Vogel von Kindheit an im Rollstuhl sitzt. Dieser hohen Aufmerksamkeit liegt Ableismus (Ungleichbehandlung wegen einer Beeinträchtigung) zu Grunde: das Fähigkeiten absprechen oder zu positiv Reden. Warum sollte eine Frau im Rollstuhl nicht eine Tätigkeit im sogenannten Lerndienst unterstützend ausüben? Sie hatte wie andere Helfer:innen das Abitur ganz normal bestanden.

Lily Vogel war in der Stadt Ho mit über 100.000 Einwohner:innen im Südosten Ghanas eingesetzt. Seit August 2019 unterrichtete und unterstützte sie dort vormittags einzelne Schüler:innen und Lehrer:innen in einer Förderschule für körperlich und geistig behinderte Kinder. Beim Erklären von Alltagsfähigkeiten wie Zähneputzen vermittelte sie den Kindern ein Gefühl von Wert, das nach ihrem Eindruck in Ghana den Menschen mit Einschränkung noch seltener entgegen gebracht wird als in Deutschland. Nachmittags bereitete sie im Büro der Selbsthilfeorganisation „Voice Ghana“ Veranstaltungen vor. Sie lebte in einer Wohngemeinschaft mit zwei anderen Freiwilligen zusammen.

In Ho waren im Vorfeld für sie ein:e Mentor:in, ein:e Assistent:in und Physiotherapie organisiert worden. Physiotherapie ist aufgrund ihrer angeborenen Zerebralparese mit Muskelstörungen notwendig. Beim Einleben halfen ihr Kontakte mit Freund:innen in Deutschland und neu gefundene Kontakte vor Ort. Die Verständigung auf Englisch verbesserte ihr Sprachniveau. Lily Vogel fuhr



Lily Vogel in Ghana

in ihrer Freizeit gern und häufig an die Strände. Diskriminierungserfahrungen gab es für sie sehr wenige. Die Menschen waren meist offenherzig und sehr interessiert an ihr als Mensch mit Einschränkung und als Deutsche.

Lily Vogel konnte das „Weltwärts“-Förderprogramm des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) für ihren Auslandsaufenthalt nutzen. Der Essener bezev (Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit e.V.) trat als entsendende Organisation auf. Menschen mit und ohne Einschränkung im Alter von 18 bis 35 Jahren werden überall in der Welt eingesetzt. Jährlich werden die etwa 17 Freiwilligen vermittelt. Zuvor finden Seminartage mit allen Teilnehmenden über mehrere Monate statt. Seit 2008 entsendet bezev auch Menschen mit Einschränkung. Mit mangelnder Barrierefreiheit umzugehen, ist häufig im Ausland noch schwieriger als hier. Die freiwilligen Helfer:innen mit Einschränkungen können von diesen Erfahrungen für ihren hiesigen Alltag profitieren. Diese Art, Fähigkeiten zu erwerben, nennt man „Empowerment“.

Dass es schon mal Aufenthaltsabbrüche gab, lag eher an Heimweh oder an grundlegenden Unstimmigkeiten am Einsatzort als an der Einschränkung. In Lily Vogels Fall erfolgte die Heimreise im März 2020 coronabedingt. Die Vorgabe des BMZ war leider, dass alle zu der Zeit im Freiwilligendienst entsendeten Menschen aus ihren Einsatzorten zurückkommen mussten. Das

BMZ konnte die Verantwortung nicht tragen. Im September 2020 wurde nicht entsendet, und ob im September 2021 die Menschen wie geplant ihren Freiwilligendienst antreten können, ist momentan (Juli 2021) noch unklar, aber wieder wahrscheinlicher.

Für die Welt im Kleinen finde ich die Rückholung beziehungsweise Nichtentsendung eine wirklich traurige und schwierige Sache. Im Fall von Lily Vogel, die den Vorteil hat, als Peer (Gleichartige) auftreten zu können, finde ich es besonders schade für die Schüler:innen der Förderschule. Nicht von ungefähr hat die Ergänzende Unabhängige Teilhabeberatung (EUTB®), die mit Änderung des Sozialgesetzbuches am 1. Januar 2018 eingeführt wurde, solch einen großen Erfolg. Dabei wird die Beratung von Peers durch Peers gefördert und auch begleitet. Der grundsätzliche Anspruch ist, dass jede:r Ratsuchende von jede:r:m Beratenden angehört und nur im Falle von Unwissen an Kolleg:innen weitergeleitet wird. Sogar die Annäherung zwischen Menschen mit psychosozialen Gesundheitsproblemen und Menschen mit Körperbehinderungen wird gefördert! Mit ihrer achtmonatigen Erfahrung in Ghana ist Lily Vogel sehr zufrieden. Schon vorher gewöhnt, sich durchzubeißen, sei dieser 10.000 km von Trier entfernte Auslandsaufenthalt eine „sehr gute Übung in Selbstständigkeit“ gewesen, eine Chance – normal, wie für andere Menschen eben auch.

Seit Oktober 2020 lebt Lily Vogel in Heidelberg und studiert Soziale Arbeit. Die SRH-Hochschule2 Heidelberg gilt dank intensiver Zusammenarbeit mit Unternehmen und Bildungseinrichtungen in der ganzen Welt als herausragend und fortschrittlich. Vogel hat in einem Fernsehbeitrag ihren „inkluisiven Studienort“ als etwas Besonderes hervorgehoben. Eigentlich müsste das eine Selbstverständlichkeit sein, da bereits seit 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention auch in Deutschland anerkannt und inklusive Bildung gesetzlich verankert ist. Damit schließt sich ein Kreis: Fast ihr ganzes Leben verbrachte die Karikaturistin und – ebenfalls – „Jahrhundertfrau“ Marie Marcks (1922–2014) in Heidelberg.

Heike Oldenburg, Bremen

Quellen

Seggelke, Ute Karen, Wir haben viel erlebt! Jahrhundertfrauen erzählen aus ihrem Leben, Elisabeth Sandmann Verlag, München 2007
https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/blickzumnachbarn/rheinland-pfalz/lily-vogel-sitzt-im-rollstuhl-und-macht-freiwilligendienst-nach-ghana_aid-45240609, Zugriff 16. Januar 2021
<https://www.ardmediathek.de/ard/video/landesschau-rheinland-pfalz/lily-vogel--20-jaehrige-entwicklungshelferin-im-rollstuhl/swr-rheinland-pfalz/Y3JpZDovL3N3ci5kZS9hZXggbzEyNDQzNTU/>, Zugriff 16. Januar 2021

1 <https://senegalfreunde.ch/lilly-vogel.html>.

2 Die SRH Holding (ehemals Stiftung Rehabilitation Heidelberg) ist eine private Stiftung bürgerlichen Rechts mit Sitz in Heidelberg.
https://de.wikipedia.org/wiki/SRH_Holding.

Hören und Sehen – Zu diesem Heft

Auch als die Lepra noch nicht heilbar war, konnte Leprakranken geholfen werden – durch Bekleidung, Wohnung, Ernährung. Für die Seele hielt man die christliche Seelsorge für wichtig. Der Besuch der Messe war ihnen, wenn sie kein Leprosorium bewohnten, das mit einer Kapelle verbunden war, nur eingeschränkt möglich. Sie durften keine Kirche betreten, so ließ man sie durch ein Fenster zusehen, ein „Hagioskop“. Joachim Gutzke berichtet von Hagioskopen der Basilika des Klosters Knechtsteden bei Dormagen.

Einige Leprosorien hatten zugehörige Kapellen. In Großengottern bei Mühlhausen war es die noch bestehende St. Andreas-Kapelle. Das dortige Leprosorium erlebte später den Funktionswandel zum Armenhaus. Der Förderverein Spittel e.V. hat sich um die Sanierung verdient gemacht. Veronika Klein berichtet.

Wenige konnten im 12. bis 18. Jahrhundert lesen. Die Statuten wurden den Bewohnerinnen und Bewohnern der Leprosorien vorgelesen, meist einmal jährlich und immer dann, wenn eine Person aufgenommen wurde. Von den Statuten der Trierer Leprosorien des 15. Jahrhunderts berichtet Julia Lüken.

Die heilige Gertrud von Nivelles war Patronin der Menschen auf Reisen. Manche Gertrudkapelle mit Leprosorium stand an einer Landstraße. Der Todestag der heiligen Gertrud ist auch Tag des heiligen Patrick. Ob sie wirklich an einem 17. März gestorben ist oder ob man später die Verehrung der beiden

Heiligen miteinander verband, muss offen bleiben. Wegen des Frühlingsbeginns um den 17. März ranken sich Bauernregeln um die heilige Gertrud, wie Werner Schönhofen darlegt.

Im 1871 gegründeten deutschen Reich entstand bei der Ostseestadt Memel noch 1899 ein Lepraheim, nachdem die Lepra schon beinahe 200 Jahre lang in Deutschland nicht mehr aufgetreten war. Andreas Jüttemann widmet sich den viereinhalb Jahrzehnten des Bestehens des Memeler Leprosoriums.

Nachdem Leprosorien bis um 1700 klosterähnliche Schutzräume gewesen waren, deren Insassen auch für einen Tag hinausgehen durften, hatten Leprosorien im 20. Jahrhundert oft Gefängnischarakter. Griechische Leprakranke mussten auf Spinalonga vor Kreta wohnen. Hans J. Wulff analysiert Filme seit etwa 1920, die dokumentarisch oder fiktional von Spinalonga handeln.

Die Gleichheit eines Namens ist zufällig. Oft ergeben sich Assoziationen. Während Lilly Vogel sich seit 1970 für ein Leprosorium im Senegal engagierte, hat sich ihre Namenscousine Lily Vogel in einem Auslandsaufenthalt in Ghana für Kinder mit Einschränkungen engagiert. Leprose waren (und sind bis heute) von Ausgrenzung betroffen, wie sie Menschen mit Einschränkungen erleben. Heike Oldenburg schlägt eine Brücke.

Ralf Klötzer, Münster

Programm 2022

Veranstaltungen im Lepramuseum

Weitere Veranstaltungen werden rechtzeitig bekanntgegeben.
Änderungen vorbehalten.

Weltlepratag 30.1.2022, 12 Uhr
Eröffnung der Sonderausstellung
„Bisidimo 1958 in Bildern – Beginn
weltweiter Tätigkeit des Deutschen
Aussätzigen-Hilfwerks“

17. März 2022, 18 Uhr
Gertrudenmahl, Anmeldung erforderlich

29. April 2022, 17 Uhr
Mitgliederversammlung

11. Juni 2022
Kustodenausflug nach Hamm
und Beckum

2. Juli 2022, 10–17 Uhr
12. Kinderhauser Tagung
„Geschichte und Rezeption der Lepra“

3. September 2022, 16–24 Uhr
Nacht der Museen

11. September 2022, 11–18 Uhr
Tag des offenen Denkmals

Impressum

Herausgeber:

Gesellschaft für Leprakunde e.V.
Albrecht-Thaer-Straße 14
48147 Münster

Telefon 0251-525295 (Klötzer)

Email: info@lepramuseum.de

Internet: www.lepramuseum.de

Verantwortlich: Dr. Ralf Klötzer

Redaktion: Ursula Weissler

Dr. Ralf Klötzer

Satz und Druck: Burlage Münster

Die Klapper erscheint einmal jährlich.

Der Bezug ist für Mitglieder, Archive und Bibliotheken
kostenlos. Bei anderen Abonnenten wird um Über-
weisung einer Spende gebeten.

Spenden sind jederzeit willkommen auf das Konto

IBAN: DE32 4005 0150 0009 0026 35

BIC: WELADED1MST

bei der Sparkasse Münsterland Ost

Inhalt

Der „Spittel“ in Großengottern Ehemaliges Leprosorium einer Landgemeinde in Thüringen Veronika Klein	1
Die Regelungen des sozialen Miteinanders in Leprosorien nach Statuten des 15. Jahrhunderts Julia Lüken	3
Hagioskope in der Basilika des Klosters Knechtsteden Joachim Gutzke	7
Sankt Gertraud – Erste Sommerbraut Spruchweisheiten und Bauernregeln zur heiligen Gertrud von Nivelles Werner Schönhofen	16
Das preußische Lepraheim in Memel (Klaipeda), 1899–1944 Andreas Jüttemann	18
Spinalonga – Die Insel der Vergessenen Filme über die letzte Leprakolonie Europas Hans J. Wulff	24
„Jahrhundertfrauen“ Lilly Vogel und ihre Namenscousine Lily Vogel Heike Oldenburg	30
Hören und Sehen – Zu diesem Heft Ralf Klötzer	31

Autorinnen und Autoren

Joachim GUTZKE, Dr. med., Oberarzt, Facharzt für Psychiatrie

Andreas JÜTTEMANN, Dr. rer. medic., Privatdozent, Psychologe,
Stadt- und Medizinhistoriker, Medizinische Hochschule
Brandenburg, Institut für Anatomie

Veronika KLEIN, Lehrerin im Ruhestand, Vorsitzende des
Fördervereins Spittel e.V. Großengottern

Ralf KLÖTZER, Dr. phil., Historiker und Archivar, Vorsitzender
der Gesellschaft für Leprakunde e.V., Münster

Julia LÜKEN, Masterstudentin Interdisziplinäre
Mittelalterstudien und Kulturanthropologie

Heike OLDENBURG, Expertin in eigener Sache

Werner SCHÖNHOFEN, Lehrer im Ruhestand

Hans J. WULFF, Dr. phil., Emeritierter Professor für
Medienwissenschaft am Institut für Literaturwissenschaft
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel



Gesellschaft für
Leprakunde e.V.